Der

Pfuhl von Auteuil.

Von

Paul de Kock.

Uebersetzt

von

Dr. G. F. W. Rüdiger.

Fünfter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1853.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

I.

Madame Durbalde.

Tamboureau hat endlich einen alten gothischen Armsessel, der nur noch einen Arm hat, des verschiedenartigen Plunders entledigt, mit welchem er beladen war, und in verfügbaren Zustand gesetzt; er bietet ihn der Dame mit den Worten:

»Er ist nicht mehr jung ... er hat schon unter Ludwig dem Dreizehnten gedient.«

»Dann ist es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er invalid ist,« antwortet die hübsche junge Dame, indem sie sich mit Vorsicht niedersetzt.

Unterdessen ist Benjamin aufgestanden und etwas auf die Seite getreten. Dabei aber sieht er die fremde Dame mit großer Aufmerksamkeit an ... mit solcher Aufmerksamkeit, daß er durch den magischen Ausdruck ihrer Augen ganz aus der Fassung gebracht wird.

»Lieber Tamboureau,« sagt Valdener, »ich stelle Ihnen Madame Durbalde vor: sie hat mein von Ihnen gemaltes Porträt gesehen ... und es hat ihr so gefallen, daß sie sich von Ihnen malen lassen will.«

Der junge Maler verneigt sich und antwortet:

»Sehr viel Ehre für mich; ich werde Alles aufbieten, um Madame zu befriedigen.«

»Haben Sie mit den Frauen eben so viel Glück wie mit den Männern, Herr Tamboureau?« sagt die Dame, deren Rede eben so wie ihr Blick etwas Scharfes, Einschneidendes hat.

Tamboureau fühlt sich fast eingeschüchtert, und er stammelt:

»Madame . . . ja, ich habe ziemlich viel Glück . . . es kömmt darauf an . . . Sie begreifen wohl . . . wenn Sie ein griechisches Costüm trügen . . . das würde höchst vortheilhaft zu Ihrem . . .«

Die Dame lacht laut auf.

»Was fällt Ihnen ein! Glauben Sie denn, ich wollte mich als tragische Künstlerin malen lassen? Ich will eine Toilette, wie ich gewöhnlich trage . . . wir werden die Wahl schon treffen . . . und in einem Garten, zwischen Blumenbeeten, mit . . . O! aber nicht so wie dieses Porträt . . . Ha! ha! das ist zu drollig . . . Sehen Sie doch, Valdener, ein Herr, der sich mitten in einem Hühnerhofe malen läßt . . . Der Herr ist gewiß ein Geflügelhändler?«

Die Dame lachte immerfort. Valdener betrachtete das Porträt Benjamins. Dieser hatte sich hinter einer Staffelei versteckt, aber der Maler, der sich in seiner Eigenliebe verletzt fühlt und sich keinen schlechten Geschmack zum Vorwurf machen lassen will, erwiedert:

»Madame, ich habe mehre Thiere in die Landschaft gesetzt, weil der Herr es so wollte, und ich mußte mich seinen Wünschen fügen; aber ich erkläre auf das bestimmteste, daß die Idee nicht von mir ist.«

Bei diesen Worten deutete Tamboureau auf Benjamin, der hinter der Staffelei nicht ganz verschwunden war, so daß noch ein Theil seines Individuums sichtbar blieb.

Die Dame sieht sich um und nimmt Benjamin in Augenschein, und Valdener erwiedert:

»Aber das Porträt ist sehr gelungen . . . die Landschaft ist recht hübsch . . . und für Jemand, der auf dem Lande lebt, mag diese Gesellschaft von Thieren . . . oder vielmehr diese ländliche Scene recht originell seyn.«

Valdener sucht das Verletzende, das in den Worten der Dame für das Original des Bildes liegen mag, zu mildern. Madame Durbalde setzt hinzu, indem sie Benjamin einen siegreichen Blick zuwirft:

»Ich hoffe, Monsieur wird meine Worte nur für Scherz nehmen . . . Auf den ersten Blick war mir dieses Porträt mit solcher Staffage etwas auffallend . . . aber bei genauerer Betrachtung gewinnt das Bild ungemein. Ja, die Ente dort macht einen sehr hübschen Effect . . . und Monsieur ist superb getroffen . . . es ist sehr schön, zum Sprechen ähnlich! . . . Und die Nachtigall auf dem Baume . . . es ist doch eine Nachtigall, nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Alles ungemein naturwahr.«

»Ja wohl,« sagt der kleine Rapin für sich, »ungemein naturwahr.«

Benjamin hat sich entschlossen, aus seinem Versteck hervorzukommen; er tritt vor und begrüßt die Dame, deren Complimente von jedem Unbefangenen für Spott erkannt worden wären. Er versucht zu sprechen, aber er bleibt stecken; der Maler kömmt ihm zu Hilfe.

»Madame,« sagt er, »von welcher Größe wünschen Sie Ihr Porträt?«

»So groß wie das Porträt des Herrn Valdener.«

»Sehr wohl, Madame . . . Wünschen Sie hierher zu kommen, um zu sitzen?«

»O nein . . . das wäre mir zu lästig. Ich hatte noch kein Maleratelier gesehen, daher entschloß ich mich, mit Herrn Valdener hierher zu kommen . . . ich war neugierig, ein Atelier zu sehen . . . Es ist originell, aber nicht elegant.«

»Es gibt auch elegante Ateliers, Madame.«

»Daran liegt nichts, das Talent hat das Recht, sich durch Eigenthümlichkeiten, selbst durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen . . . Können Sie nicht zu mir kommen, Herr Tamboureau? wir werden den Preis darnach bestimmen . . .«

»Sehr wohl, Madame . . . wenn's nur nicht gar zu früh ist . . . denn in der Frühe habe ich sehr viel zu thun . . . ich habe Modelle . . .«

»Gegen eilf Uhr werden Sie vielleicht kommen können?«

»Das ist etwas zu früh.«

»Gut, Madame, um Mittag.«

»Aber um Mittag?«

»Hier ist meine Adresse,« erwiederte Madame Durbalde, indem sie dem Maler ihre Karte reichte. Können Sie morgen mein Porträt anfangen?«

»Ja, Madame . . . ich habe gerade eine Leinwand von der Größe, die Sie wünschen.«

»Es bleibt also bei der Abrede, lieber Tamboureau,« sagte Valdener, der einige an der Wand befestigte weibliche Büsten durch die Lorgnette betrachtete. »Morgen wird Ma-

dame Durbalde Sie erwarten . . . aber bleiben Sie nicht aus. Man behauptet, die Pünktlichkeit sey eben nicht Ihre Sache.«

»Herr Tamboureau wird die Güte haben, um meinetwillen eine Ausnahme von der Regel zu machen,« sagte die Dame aufstehend.

Der junge Maler verspricht hoch und theuer, sich pünktlich einzufinden, und Madame Durbalde verläßt in Begleitung Valdener's das Atelier, nachdem sie auf Benjamin, dessen Befangenheit ihr gar nicht unangenehm ist, einen ihrer bezaubernsten Blicke geworfen hat. Der kleine Rapin hingegen scheint sich nur mit seiner Zeichnung zu beschäftigen und der mit Valdener gekommenen Dame nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

»Eine sehr hübsche Dame!« ruft Benjamin Godichon begeistert, als sich Madame Durbalde entfernt hat; »nicht wahr, Herr Tamboureau? Es muß Ihnen ein großes Vergnügen machen, ihr Porträt zu malen!«

Aber der Maler las die Adresse und murrte unwillig:

»Rue-de-Ponthieu . . . das ist ja bei den Champs Elysées! . . . der Tausend! das ist ein Weg! . . . und um zwölf Uhr soll ich dort seyn! Da müßte ich ja mit Tagesanbruch aufstehen . . . das geht nicht . . . Sie muß eine andere Zeit bestimmen . . . Haben Sie die Güte, wieder Platz zu nehmen, Herr Benjamin, damit ich Sie fertig mache.«

»Die Dame hat famöse Augen,« sagte Benjamin, indem er seine frühere Haltung wieder annahm.

»Sie sind zu groß!« sagte Buridan; »das weicht von dem schönen Typus der züchtigen Venus zu sehr ab.«

»Ich habe nicht geglaubt, daß man zu große Augen haben könne.«

»Buridan hat Recht,« sagte Tamboureau; »die Augen der Dame sind etwas zu weit offen . . . das gibt ihnen einen kühnen, herausfordernden Ausdruck . . . Aber trotzdem ist die Dame sehr hübsch . . . sie ist eine **femme entretenue** . . .«

»Sie glauben?«

»Parbleu! das sieht man auf den ersten Blick. Ich habe sie überdies auch von Lions nennen hören . . . sie ist jetzt die Geliebte Valdener's, des alten Lion, der sie begleitete . . . er ist ein ausgedienter Stutzer, der aber um der Weiber willen noch viele Thorheiten begeht.«

»Er ist also reich?«

»Es scheint so . . . drehen Sie sich um . . . sehen Sie mich an.«

»Ach! Madame de Saint-Lambert ist im Vergleich mit dieser Dame nur Ausschußwaare!« dachte Benjamin, während er der Aufforderung seines Malers Folge leistete.

Nach einer halben Stunde verläßt Tamboureau seine Palette und sagt:

»Es ist fertig.«

»Wirklich? mein Porträt ist fertig?«

»Ja . . . nur noch eine kurze Sitzung wegen der Einzelheiten, und ich gebe es Ihnen.«

Benjamin nimmt sich in Augenschein; er findet sich gar nicht übel, aber seitdem Madame Durbalde über die Staffage des Bildes gespottet, ist er selbst unzufrieden, daß er sich die Gesellschaft von Thieren erkoren.

»Ja wohl,« sagt er verdrießlich, »ich bin allerdings getroffen . . . aber ein anderes Mal werde ich . . .

Nun, im Grunde kann mir's egal seyn: das Bild ist für Bertha, und es wird nicht aus ihrem Zimmer kommen.«

Benjamin hat das Atelier verlassen; er denkt unabläßig an die Dame, die ihm der Maler als die Geliebte Baldener's bezeichnet hat. Am andern Morgen will er seinem Freunde Rocheville diese Begegnung erzählen; aber dieser ist abwesend. Benjamin kann daher seine Gefühle nicht mittheilen.

Zwei Tage nachher macht ihm Bertha einen Morgenbesuch. Nach einem ungeheuern Wortschwall, durch welchen Madame de Saint-Lambert ihrer überschwenglichen Zärtlichkeit, ihrer Leidenschaft einen Ausdruck zu geben sucht, geht sie mittelst einer sehr geschickten Wendung zu dem Capitel der Putzmacherin und der von ihrem süßen Freunde schon einmal abgewiesenen Zwangsanleihe über.

Benjamin antwortet, er habe noch keine Nachricht von seinem Vater, und folglich auch noch kein Geld erhalten.

Das Gesicht der Andalusierin verfinstert sich; der zärtliche Ausdruck, der ihre Augen belebte, macht einer sichtlichen Verstimmung Platz.

»Das ist wirklich zu arg!« eifert sie; »mein Papa dürfte es nicht seyn. Ein wohlerzogener Vater läßt es seinem Sohne nie am Gelde fehlen . . . Das Geld ist ja das Allernothwendigste im Leben, denn was ist das Leben ohne Geld! . . . Du mußt an ihn schreiben, kleiner Benjamin, Du mußt auf ihn trassiren . . . bei Vorweisung zahlbar.«

»Ich habe an ihn geschrieben.«

»Dann wirst Du doch gewiß bald Antwort bekommen . . . Ich will mir einen andern Hut bestellen, damit meine

Putzmacherin die Geduld nicht verliert . . . dadurch wird meine Rechnung freilich immer größer; aber es muß seyn, denn so lange man kauft, gedulden sich die Lieferanten; wenn man hingegen nicht bezahlt und aufhört zu kaufen, so werden sie wild und verlangen ihr Geld . . . Deshalb will ich überall neue Einkäufe machen . . . Natürlich mußt Du mir dann tausend Francs statt fünfhundert geben . . . es ist die Schuld deines Papa, der uns so lange auf Geld warten läßt.«

Bertha hat Benjamin verlassen; ihr Besuch ist nur von kurzer Dauer gewesen, und ihr »süßer Freund« hat sie dieses Mal bei weitem nicht so leidenschaftlich gefunden wie früher.

Nach drei Tagen kömmt Madame Saint-Lambert in aller Frühe wieder, und dieses Mal geht sie, nachdem sie ihrem »kleinen Benjamin« einen ziemlich magern Kuß gespendet, gerade auf das Ziel zu.

»Wie steht's denn, Kleiner? Ich hoffe doch, daß Du mir heute etwas zu übergeben hast?«

»Ja wohl,« antwortet Benjamin, »ja, Theuerste, ich habe etwas für Dich; ich habe deinen Besuch mit Sehnsucht erwartet . . .«

»O! wie liebenswürdig! wie artig ist der kleine Benjamin! Er verdient wirklich das Herz, das ich ihm auf ewig geschenkt habe.«

Unterdessen ist Benjamin in das Nebenzimmer gegangen, und holt sein Porträt, das in einem prächtigen Rahmen ist. Er stellt es vor Madame Saint-Lambert auf.

»Was ist denn das?« ruft Bertha erstaunt.

»Wie! Du erkennst es nicht! Man findet es aber doch sehr ähnlich.«

»Ach! ja . . . ja . . . es ist dein Porträt . . . Es ist wahr; ich dachte aber an etwas Anderes. Ja, es ist sehr ähnlich.«

»Du siehst, in der Staffage ist Alles was Du gewünscht . . .«

»Es ist wahr . . . Ach! die Ente ist zum Entzücken . . . es ist, als ob sie schnattern wollte . . . eine wunderschöne Ente! . . . Und die Aehnlichkeit, die sprechende Aehnlichkeit! . . . Und der prächtige Rasen! Man sieht wohl, daß wir bei Casse sind und uns nichts abgehen lassen.«

»Ja, der Rahmen allein kostet achtzig Francs . . . Ich finde es etwas theuer, aber Tamboureau hatte ihn bestellt und . . .«

»Für meinen Benjamin ist nichts zu schön . . . Du mußt mir das Porträt noch heute schicken.«

»Und Du fürchtest nicht, daß dein Onkel . . .«

»Ich werde ihm etwas aufbinden, ich sage ihm, eine Freundin von mir habe mich ersucht, ihr das Porträt ihres Geliebten aufzubewahren, weil sie es nicht zu Hause haben könne . . . und alle Tage, Morgens und Abends, werde ich Dir Kußhände zuwerfen . . . Du kleiner Unhold! . . . Aber es handelt sich für den Augenblick um etwas Anderes, mein Benjamin. Du weißt, daß ich Geld brauche . . . sogar viel Geld, weil ich meine Lieferanten befriedigen muß.«

»Ich habe einen Brief von meinem Vater bekommen . . .«

»Das ist schön . . . Endlich! wir wollen ihm dieses Mal verzeihen; aber es darf nicht wieder geschehen!«

»Er schreibt mir, daß er durch mehre Bankerotte zu Grunde gerichtet sey . . . und mir in langer Zeit nichts schicken könne . . .«

Bertha springt vom Sessel auf, als ob sie von einer Feder in die Höhe geschnellt würde.

»Das geht zu weit!« rief sie. »Sie haben kein Geld und kaufen einen Rahmen für achtzig Francs!«

»Ich . . . ich habe ihn noch nicht bezahlt.«

»Herr Benjamin, Sie treiben den Scherz zu weit, Sie wollen mich foppen.«

»Warum glauben Sie das, mein Engel? Ich bin Ihnen noch immer sehr gut . . .«

»Die Liebe eines Mannes gibt sich kund durch die Wohlthaten, die er dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit spendet . . . Das Aufhören dieser Spenden ist ein Beweis von dem Erlöschen der Liebe . . .«

»Oder des Geldes!«

»Das ist genau dasselbe . . . ich meine, so lange er Liebe fühlt, kann er auch Geld auftreiben.«

»Und wenn er keins mehr auftreiben kann . . . so lassen Sie ihn sitzen, nicht wahr?«

»Wenn er zu leben weiß, so geht er von selbst und ohne zu warten, daß man ihn darum ersucht, und man wäre dazu gezwungen, weil man die Putzmacherinnen nicht mit schönen Worten und Sentiments bezahlen kann . . . Ah! Monsieur lachen?«

»Ha! ha! Rocheville hatte mir's vorausgesagt, daß Sie diese Sprache führen.«

»Wenn er Ihnen vorausgesagt hat, daß ich Ihnen den Laufpaß geben würde, so hat er auch ganz richtig gerathen . . . Adieu, kleiner Benjamin.«

»Adieu, schöne Bertha, Saint-Lambert, de Housse-pignole, Sprößling des Hauses Villa de las Tormas de Bellareal.«

»Es ist gut, Gamin! ich bin noch viel zu nobel für einen . . . Ellenreiter! Sie können Ihr Porträt behalten . . . ich pfeife darauf!«

Bertha ist schon an der Thür, aber sie bleibt stehen, sieht sich um, nimmt eine ernsthafte Miene an und setzt hinzu:

»Im Grunde gehört das Porträt mir, Sie haben es für mich malen lassen und haben mir's geschenkt; Sie werden mir's daher noch heute schicken.«

»Ich werde nicht ermangeln, Madame.«

»Ich verlasse mich darauf.«

Madame Saint-Lambert entfernt sich.

Eine Viertelstunde nachher übergab Benjamin sein Porträt einem Commissionär und schickte ihn damit zu seiner vormaligen Geliebten.

»Um das Porträt ist mir's nicht leid,« dachte er; »aber ich bedaure, daß Tambonreau einen so schönen Rahmen dazu gekauft hat.«

Im Laufe des Tages begibt sich Benjamin zu seinem Freunde Rocheville, den er seit dem Frühstück im Café Anglais nicht wieder gesehen.

Dieses Mal trifft er ihn zu Hause. Achille zankt seinen Bedienten aus.

»Was hat denn Ihr Groom gethan?« frägt Benjamin.

»Der Schlingel läßt die Leute vor, obgleich ich ihm gesagt habe, daß ich nicht zu Hause seyn will . . . und er bringt mich dadurch in mancherlei Verlegenheiten.«

»Aber, gnädiger Herr, die Demoiselle wohnt im

Hause . . . Sie behauptet, sie wisse recht gut, wann Sie zu Hause sind . . .«

»Was liegt mir daran, ob sie böse wird oder nicht . . . Mademoiselle Coralie langweilt mich, ich kann sie nicht ausstehen . . . Wenn das so fortgeht, so sehe ich mich gezwungen auszuziehen . . . Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, lieber Benjamin . . . knüpfen Sie mit einer Nachbarin nie ein vertrautes Verhältniß an, Sie können dann nie ausgehen oder nach Hause kommen, ohne sie auf der Treppe zu finden . . . Abends steht sie Schildwache beim Hausmeister. Morgens kömmt sie, sobald der Tag graut, an Ihre Thür und lauert . . . Und noch schlimmer ist's, wenn Sie von Frauenzimmern besucht werden . . . sie schüttet ihnen Wasser auf den Kopf, wirft Stöcke auf den Gang, damit sie darüber fallen . . . So stehe ich jetzt mit der kleinen Coralie . . . einer Blumenmacherin im sechsten Stocke. Ich war so einfältig, ihr einige zärtliche Worte zuzuflüstern; aber ich habe ihr so eben die Thür gewiesen, und ich hoffe, daß sie mich nun in Ruhe lassen wird. Ah! lieber Freund, wenn man nicht mit einiger Entschiedenheit aufträte, so würden die Frauenzimmer Ball mit uns spielen.«

»Mein theurer Herr und Meister,« sagte Benjamin, indem er sich an Rocheville's Seite auf den Divan warf, »ich habe Ihren Rath befolgt: Madame Houssepignole ist entlassen.«

Er erzählte seinem Freunde Alles was zwischen ihm und Bertha vorgegangen war.

»Recht so,« erwiederte Achille, »Sie sahen, daß ich Sie nicht getäuscht und daß Alles so gekommen ist, wie ich es Ihnen prophezeit hatte; nur einen Fehler haben Sie dabei begangen.«

»Was meinen Sie?«

»Sie hätten Ihr Porträt nicht weggeben sollen ... ich wette, daß Ihnen Bertha mit diesem Porträt einen Streich spielen wird.«

»Sie glauben?«

»Ich zweifle durchaus nicht daran. Doch das ist nicht von großer Wichtigkeit; die Hauptsache ist, daß Sie frei sind und daß Sie kein derartiges Verhältniß wieder anknüpfen: der Mann spielt dabei immer den Gimpel ... Die Huldinnen sagen: das Täubchen, aber der erste Name ist hier passender... Morgen führe ich Sie bei Madame Duchampion ein. Ich habe Projecte mit Ihnen .. Ha! der Spaß wird köstlich. Ha! ha, ha!«

»Worüber lachen Sie?«

»Ich will es Ihnen erklären ... Ich will mich an Madame Duchampion und ihrem Manne rächen. Denken Sie sich, lieber Freund, die Leute haben es anstößig gefunden, daß ich einer Dame, die ihr Haus besucht, den Hof mache! Ich möchte wissen was sie darein zu reden haben. Der Mann findet es nicht anstößig, was haben sich daher Andere darum zu kümmern? ... Aber Sie scheinen mir nicht zuzuhören; woran denken Sie denn?«

»An eine schöne, reizende Dame, die vor einigen Tagen in das Atelier des Malers kam, der mein Porträt machte ... Sie ist eine wahre Modedame ... entzückende Manieren, vornehmer Anstand, der aber durchaus nicht gezwungen ist ...«

»Da ist mein Godichon schon wieder verliebt! Wie der kleine Mensch so leicht Feuer fängt!«

»Ach! wenn Sie die Augen der Dame gesehen hätten!«

»Wissen Sie denn wer sie ist?«

»Sie heißt Madame Durbalde, sie kam mit einem gewissen Herrn Valdener . . . einem Lien vom zweiten Aufgebot. . . Tamboureau versichert, sie sey seine Geliebte.«

»Valdener kenne ich, ich bin zuweilen in Gesellschaft mit ihm zusammengetroffen: er war einst ein sehr stattlicher Mann.«

»Ja, aber jetzt ist er's nicht mehr.«

»Beim Kerzenlicht ist er noch jetzt nicht übel.«

»Aber am hellen Tage, wo er mit seiner reizenden Begleiterin in das Atelier kam . . . Ach! seit jenem Tage sehe ich immer die Augen der Dame vor mir . . .«

»Madame Durbalde! . . . mir nicht bekannt; aber ich will Erkundigungen einziehen, und ich werde schon erfahren, welches Geistes Kind sie ist. Tragen Sie keine Sorge, lieber Benjamin, den Valdener werden Sie ausstechen . . . In Ihrem Alter und mit Ihrem Vermögen werden Sie nur zu viel Glück haben!«

»Wenn es immer so geht wie mit Madame Saint-Lambert, so wird das Glück nicht so glänzend seyn! . . . Apropos, haben Sie Herrn Montbreilly wiedergesehen?«

»Nein, ich war zweimal bei ihm, ohne ihn zu Hause zu treffen . . . Aber Sie sind ihm einen Besuch schuldig; gehen Sie zu ihm . . . und morgen Abends um neun Uhr will ich Sie vor dem Opernhause erwarten . . . Auf Wiedersehen, lieber Freund. Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen Bertha auf der Treppe nicht begegnet, denn sie würde Ihnen einen Streich spielen.«

Benjamin nahm von Rocheville Abschied und eilte, der Warnung eingedenk, in weiten Sprüngen die Treppen hinunter.

Er nimmt seinen Weg in die Rue-Joubert. Als er eben in das Haus tritt, wo Albert Monbreilly wohnt, begegnet ihm Arthur Durbinot.

»Siehe da!« sagt Arthur, »das ist ja der Herr, mit dem ich das Vergnügen hatte, bei Vachette zu speisen.«

»Ja wohl, ich erkenne Sie auch, Sie sind Herr Arthur Durbinot.«

»Ganz recht, und Sie sind Herr Godiche . . .«

»Godichon.«

»Richtig, ich hatte das Ende vergessen.«

»Sie kommen von Herrn Monbreilly?«

»Ja . . . aber bemühen Sie sich nur nicht hinauf, der Hausmeister sagt, er sey auf dem Lande.«

»Nun, dann verschiebe ich meinen Besuch auf einen andern Tag.«

»Es ist heute sehr schönes Wetter . . .«

»Ja wohl, sehr schön.«

»Leonore speist heute bei ihrer Tante . . . und ich sann so eben darüber nach, wohin ich spaziren soll . . .«

»Dasselbe denke ich in diesem Augenblicke.«

»Wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unangenehm ist, so könnten wir zusammen »flaniren.«

»Ich getraute mich nicht,« erwiederte Benjamin, »Ihnen meine Begleitung anzubieten; aber es wird mir viel Vergnügen machen . . .«

»Sie sind sehr gütig . . . das Vergnügen wird auf meiner Seite seyn.«

»Ich muß gestehen, daß ich das Alleinspaziren nicht unterhaltend finde . . . zumal wenn man Paris noch so wenig kennt wie ich.«

»So. Sie kennen Paris noch nicht recht? Nun, dann biete ich mich zum Lootsen an . . . ich kenne Paris mit seinen Straßen, Plätzen und Sackgassen so gut wie das A B C; ich würde mich überall mit verbundenen Augen zurechtfinden.«

»Dann überlasse ich mich ganz Ihrer Führung.«

»Gut; aber wohin wollen wir zuerst gehen?«

»Wohin Sie wollen.«

»Kennen Sie die Teppichfabrik zu Gobelins?«

»Nein, ich habe viel davon gehört, aber ich bin nie dort gewesen. Es wäre mir indeß sehr erwünscht, die Fabrik zu sehen.«

»Nun, wenn Sie wollen, so führe ich Sie hin.«

»Sehr gern.«

»Es ist etwas weit von hier . . . aber Sie haben Zeit, nicht wahr?«

»Ich bin ganz frei.«

»Nun gut, also zu den Gobelins . . . Ah! diable! sollte ich vergessen haben . . .«

Arthur greift sich verlegen an die Taschen.

»Haben Sie vielleicht Ihr Schnupftuch vergessen?« frägt Benjamin.

»Nein, das nicht . . . Ah! ich hab's schon . . . es steckte unten in der Tasche, unter meinen Handschuhen . . . ich suchte mein Pistol.«

»Sie tragen ein Pistol bei sich? Braucht man denn eins, um die Gobelinsfabrik zu besuchen.«

»Nein, deshalb nicht . . . aber man kann Abends spät nach Hause kommen und angefallen werden. Dann ist man froh, eine Waffe zu haben, um sich zu vertheidigen.«

»Das ist eine Vorsichtsmaßregel, an die ich noch nie gedacht habe.«

»Glauben Sie nur, diese Vorsichtsmaßregel ist gar nicht übel. Wenn Sie wollen, Herr Godichon, nehmen wir den Weg über die Boulevards, und dann . . . seyen Sie nur unbesorgt, ich werde Sie den kürzesten Weg führen.«

II.

Arthur Durbinot's Pistol.

Benjamin und Arthur gingen plaudernd mit einander fort. Der Erstere ergriff jede Gelegenheit, seinem Begleiter zu zeigen, daß er, obwohl in Paris noch ziemlich unbekannt, doch manche Localkenntnisse besaß.

»Die Gobelinsfabrik, wohin Sie mich führen,« sagte Benjamin, »scheint schon lange zu bestehen.«

»Ja wohl, schon sehr lange . . . Wir verlassen jetzt die Boulevards, und gehen durch die Rue-Saint-Louis, das ist kürzer.«

»Wissen Sie, woher der Name Gobelin kömmt, den die Fabrik führt?«

»Ja, ich weiß es . . . oder vielmehr ich weiß es nicht . . . Jetzt gehen wir durch die Rue-Saint-Antoine.«

»Ich will es Ihnen sagen. Der Name kömmt von Gilles Gobelin, einem ausgezeichneten Wollfärber unter Franz I. — Dieser Gilles Gobelin etablirte sich in einem Hause, das er selbst hatte bauen lassen, und das anfangs **La Folie Gobelin** und später **Hôtel-des-Gobelins**

genannt wurde. Im Jahre 1666 kaufte der große Colbert dieses Haus und errichtete darin diese großartige Teppichfabrik, die Sie mir zeigen wollen.«

»Diable! Sie sind ja ungeheuer gelehrt.«

»In Louviers wußte ich nichts Besseres zu thun als zu lesen . . . Der erste Director der Gobelinsfabrik war der berühmte Lebrun, der erste Hofmaler Ludwigs **XIV.**«

»Jetzt gehen wir links . . . das ist der kürzeste Weg.«

»Die Akademie der Inschriften und Alterthümer war beauftragt die Gegenstände zu bestimmen, welche auf den Teppichen dargestellt werden sollten.«

»Nicht möglich! . . . Wir thun am besten, durch diese Straße zu gehen.«

»Colbert soll in dieser Fabrik auch geschickte Uhrmacher und Goldarbeiter beschäftigt haben; aber im Jahre 1694 war der Staatsschatz durch die Verschwendung des Hofes dergestalt mit Schulden beladen, daß diese Arbeiter entlassen werden mußten.«

»Tausend Sapperment! Sie haben gewaltig viel gelernt.«

»Jeder muß seine Specialität haben. Sie haben viel gesehen, und ich habe ziemlich viel gelesen. Ich kenne die Geschichte von Paris ziemlich genau, Sie haben alles gesehen was hier merkwürdig ist, Sie können sich, wie Sie selbst sagen, überall mit verbundenen Augen zurecht finden.«

»O ja, das ist wahr . . . Sapperlot! ich glaube, wir hätten die andere Straße gehen müssen. Doch das thut nichts, wir werden schon hin kommen.«

»Sind wir etwa nicht auf dem rechten Wege?«

»O, freilich . . . aber es gibt mehre Wege, man hat die Auswahl.«

Die beiden jungen Leute gingen immer fort; sie waren über die Seine gegangen und befanden sich in engen, schmutzigen, volkreichen Gassen, deren Häuser nichts weniger als einladend aussahen. Arthur Durbinot glotzte von Zeit zu Zeit mit seinen großen gläsernen Kalbsaugen rechts und links, dann sagte er wie mit sich selbst redend:

»Wir hätten durch die andere Gasse gehen können . . . doch das thut nichts, wir werden schon hinkommen.«

Die beiden jungen Leute gingen indeß immer fort und kamen nicht hin. Benjamin, der müde zu werden begann, sagte zu seinem Führer:

»Wie wär's, wenn wir uns in einem Kaufladen nach dem rechten Wege erkundigten?«

»Gott bewahre, ich brauche nicht zu fragen; ich habe nie gefragt und weiß den Weg doch zu finden. Wir werden bald dort seyn. . . Sehen Sie, am Ende dieser Gasse werden wir uns vor der Fabrik befinden.«

Sie gingen weiter und am Ende der Gasse befanden sie sich am Port-au-Vin . . . Arthur machte ein langes Gesicht. Benjamin lachte.

»Wo sind denn die Gobelins, Herr Arthur? ich sehe nichts als Fässer.«

»Es ist wirklich sonderbar! ich begreife es nicht . . . man muß hier andere Straßen gebaut haben.«

Ein junger Mann steht plötzlich vor den beiden Wanderern still und redet sie an:

»Wie! Sie hier, Herr Benjamin?«

»Ah, Herr Tamboureau!«

»Wollen Sie hier Wein kaufen?«

»Nein, ich will mit diesem Herrn die Gobelinsfabrik besuchen.«

»Sie kehren ihr ja den Rücken zu. Es wäre übrigens auch zu spät, um die Fabrik heute zu besuchen; es ist schon fünf Uhr vorüber.«

»Schon fünf Uhr!« sagte Durbinot, der sich das Ansehen gab, als ob er nach seiner Uhr griffe, obgleich er nie eine hatte.

»Da sind wir schon länger als zwei Stunden unterwegs,« sagte Benjamin. »Aber was machen Sie denn hier, Herr Tamboureau?«

»Ich suche Boucaros, den ich seit dem Tage, wo Sie ihm vierzig Francs liehen, nicht wieder gesehen habe.«

»Nicht möglich!«

»Er wird sich irgendwo festgetrunken haben; aber es dauert sehr lange. Man will ihn vor zwei Tagen in dieser Gegend gesehen haben. Deshalb bin ich hierher gekommen. Jetzt will ich in Bercy nachsehen ... Wo speisen Sie?«

»Wahrhaftig, ich weiß es nicht; aber ich fange an zu fühlen, daß ich gern speisen möchte ... wir haben einen weiten Weg gemacht.«

»Ich habe auch Hunger,« sagte Arthur.

»Wenn Sie wollen, meine Herren, können wir mit einander zu Bercy speisen ... Jeder zahlt für sich.«

»Ich nehme es an.«

»Ich ebenfalls,« setzte Arthur hinzu, »ich werde Sie in ein gutes Gasthaus führen.«

»Nein, dieses Mal möchte ich doch lieber Herrn Tamboureau zum Führer nehmen ... Sie könnten wieder den kürzesten Weg nehmen, und das wäre zu lang.«

Tamboureau nimmt Benjamins Arm, die drei jungen Leute kommen bald nach Bercy und begeben sich in ein Gasthaus. Die Bewegung hat ihnen großen Appetit gemacht, und alles was aufgetragen wird, schmeckt ihnen vortrefflich. Für einen guten Magen gibt es keine schlechte Küche.

Als der erste Hunger gestillt ist und das Gespräch in Gang kommt, erkundigt sich Benjamin nach der Dame, deren Blicke ihn bezaubert haben.

»Haben Sie das Porträt der schönen Madame Durbalde schon fertig?«

»Noch nicht ... die Dame ist sehr schwer zu treffen.«

»Warum denn?«

»Weil sie zwanzigmal in einer Minute ein anderes Gesicht macht.«

»Mir geht's eben so,« sagte Durbinot, »ich bin auch sehr schwer zu treffen.«

Der junge Maler sieht Arthur einige Augenblicke an und erwiedert lächelnd:

»Sie mache ich in einer Sitzung, dafür stehe ich ... und ich treffe Sie.«

»Gut, dann malen Sie mich ... für Leonore. Sie hat mein Porträt freilich nicht verlangt, aber desto angenehmer wird die Ueberraschung seyn, wenn sie es bekommt.«

»Sie gehen also noch immer zu Madame Durbalde?« fragte Benjamin den Maler.

»Ja wohl ... aber zu einer andern Stunde ... um zwölf Uhr war mir's zu früh ... ich gehe um drei Uhr hin ... Halt! dabei fällt mir ein, daß ich heute hingehen sollte. Nun, es thut nichts, ich gehe morgen.«

»Wohnt die Dame sehr elegant?«

»Höchst elegant ... ihr Salon ist wunderschön. .. und ihr Boudoir ist prachtvoll à la Pompadour meublirt ... dazu besitzt sie eine Menge chinesischer Curiositäten, die viel Geld gekostet haben müssen.«

»Sie muß also sehr reich seyn «

»Das beweist noch nichts . . . Ich kenne Schauspielerinnen, die noch besser meublirt sind und gleichwohl alles schuldig sind was Sie im Hause haben.«

»Leonore wäre mit einem Coupé zufrieden . . . ein Wagen ist ihr Wonnetraum,« erwiederte Arthur. »Ich glaube, sie würde in einem Coupé wohnen, wenn ich ihr eins schenkte.«

»Der Triumphwagen der alten Griechen gefällt mir besser,« sagte Tamboureau. »Wissen Sie, warum die Griechen ihre Wagen selbst lenkten?«

»Weil sie keinen Kutscher hatten,« antwortete Arthur.

»Das war der erste Grund; aber zweitens, weil es eine Ehre war, einen Wagen auf der Rennbahn geschickt zu lenken.«

»Wenn die Griechen um drei Uhr Nachmittags durch die Rue-Saint-Denis fahren müßten, würden sie schwerlich durchkommen.«

»Hat sie noch immer so schöne Augen?«

»Die Rue-Saint-Denis?«

»Ich spreche mit Herrn Tamboureau von der Dame, die er malt.«

»O ja . . ihre Augen sind wunderschön.«

»Bekömmt sie viele Besuche ... von jungen Männern?«

»Herr Valdener ist der einzige junge Mann, den ich bis jetzt bei ihr gesehen habe.«

»Sie ist also seine Geliebte?«

»Es scheint so, und ich glaube sogar, daß sie ihn am Gängelbande führt; er nimmt sich vor ihr sehr unbedeutend aus... Meine Herren, würden Sie in den olympischen Spielen den Fechthandschuh oder den Wurfspieß vorgezogen haben?«

»In diesem Augenblicke würde ich ein gutes Stück Käse und eine Flasche alten Beaune vorziehen.«

»Und ich würde ... ich weiß nicht was geben, wenn ich eine Stunde mit ihr allein seyn könnte.«

»Ich hätte gern das Jahrhundert des Perikles gesehen und die gefeierte Aspasia ...«

»Mit Rheimser Zwieback.«

Die jungen Leute hatten unter diesem Geplauder sehr gut gespeist und genug getrunken, um in die heiterste Stimmung versetzt zu werden, ohne berauscht zu seyn. Die Nacht brach ein, als sie noch am Tische saßen.

»Es wird schon dunkel,« sagte Arthur, »und wir sind nicht in Paris ... wir müssen gehen.«

»Was treibt uns denn?« erwiederte Tamboureau; »es ist erst neun Uhr.«

»Ja, aber . . . ehe wir nach Hause kommen... ich wohne zu Batignolles . . . und Abends ist es außerhalb der Stadt nicht geheuer.«

»Aber wir sind unser Drei . . . und Sie haben Ihr Pistol.«

»Ich bin froh, daß ich es bei mir habe . . . Sie haben nicht so viel zu fürchten, Sie wohnen nicht zu Batignolles.«

»Ich will Sie nach Hause begleiten, wenn Sie es wünschen,« sagte Tamboureau.

»Und ich auch,« setzte Benjamin hinzu.

»Wirklich!« erwiederte Arthur, dessen Gesicht sich auf einmal erheiterte. »Wenn das ist, meine Herren, so habe ich keine Eile.«

»Wir können ja hier den Kaffeh nehmen.«

»Aber während ich hier sitze, finde ich Boucaros nicht.«

»Sie werden ihn zu Hause auf Ihrem Divan finden.«

»Das ist wohl möglich.«

Man nimmt den Kaffeh, die Liqueure, und plaudert fort; endlich verläßt man das Gasthaus.

»Meine Herren,« sagte Arthur, »nehmen Sie mich zum Führer; statt an der Seine fortzugehen, nehmen wir den geraden Weg durch Bercy . . . ich kenne ihn genau, wir ersparen einen Umweg.«

»Er wird uns irre führen,« sagte Benjamin.

»Was liegt daran!« erwiederte Tamboureau, »das Wetter ist schön, und wir haben Zeit; nehmen wir ihn zum Führer.«

Arthur Durbinot, stolz auf das Vertrauen der beiden Andern, zündet seine Cigarre an und geht voran. Nach einer Weile verschwindet der Mond hinter schwarzen Wolken.

»Sind wir bald an der Barriere?« fragt Benjamin.

»Ich führe Sie nicht sogleich in die Stadt, meine Herren . . . wir gehen um die Barrieren herum, das ist der kürzeste Weg . . . wir kommen dann, ehe wir's uns versehen, nach Batignolles.«

»Wir werden, ehe wir's uns versehen, auf der Straße liegen, denn es fängt an zu regnen, und der Weg wird schlüpfrig.«

»Wir sollten etwas schneller gehen.«

Nach einer Stunde sieht sich Arthur um und ruft frohlockend:

»Was habe ich gesagt! Dort sind die ersten Häuser von Batignolles ... Bin ich nicht ein guter Führer?«

»Das soll Batignolles seyn!« sagte Tamboureau. »Was fällt Ihnen ein? Wir sind in Vincennes.«

Die jungen Leute waren wirklich in Vincennes. Arthur muß es gestehen; aber er behauptet, der Mond habe alle Schuld. Inzwischen regnete es immer stärker. Tamboureau bemerkt einen bedeckten Karren, der nach Paris fährt; er bietet dem Fuhrknecht ein gutes Trinkgeld, wenn er die drei verirrten Wanderer aufnehmen will. Der Knecht willigt ein, aber er erklärt, daß er nur bis an die Ecke der Hauptstraße von Ménilmontant und des Canals fahre.«

»Wenn wir dort sind, nehmen wir einen Fiaker,« sagt Tamboureau.

Die drei jungen Leute besteigen den Karren und werden dergestalt gerüttelt, daß ihre Verdauung ungemein schnell von Statten geht. Während der ganzen Fahrt hält Arthur Durbinot sein Pistol in der Tasche fest.

Die Fahrt geht ohne Unfall vor sich, die jungen Leute steigen an der Ecke des Canals von dem Karren. Der Regen hat aufgehört, aber es ist sehr finster.

»Wir müssen uns zu den Boulevards wenden,« sagte Arthur mit unsicherer Stimme; »am Canal ist's nicht geheuer.«

»Jetzt erlauben Sie, daß ich Sie führe,« sagte Tamboureau. »Ich kenne diesen Stadttheil, ich habe hier gewohnt . . . wir gehen durch die Rue-de-la-Tour . . . dann kommen wir bald zu den Theatern . . .«

»Aber die Rue-de-la-Tour ist eine Mördergrube!«

»Welche Ironie! . . . eine Straße, wo Gas erzeugt wird!«

Die jungen Leute gehen über die Brücke, und dann rechts über den Quai-de-Valmy. In der Nähe der Rue-de-la-Tour hören sie ein Angstgeschrei.

»Man ruft um Hilfe,« sagt Benjamin. »Es ist eine weibliche Stimme . . .«

»Es ist in der Rue-de-la-Tour,« erwiedert Tamboureau.

»Wa . . . was habe ich gesagt?« stammelt Arthur still stehend. »Es lauern dort Räuber . . . Vielleicht Mörder . . . geschwind, kehren wir um!«

»Das fehlte noch! Was fällt Ihnen ein . . . wenn ein Frauenzimmer um Hilfe ruft . . .«

»O! die Frauenzimmer, die Abends in diesen Gassen sind . . . die kennen wir schon . . . sie rufen um Hilfe, um die Leute in einen Hinterhalt zu locken . . . Wo wollen Sie denn hin, meine Herren? Es ist ja Wahnsinn, dort zu gehen.«

Aber Arthur sprach vergebens. Benjamin und Tamboureau waren schon voraus gegangen und befanden sich in der Rue-de-la-Tour. Dem armen Durbinot wird gar nicht wohl zu Muthe; er weiß nicht ob er weiter gehen oder umkehren soll. In diesem Augenblicke hört er den Ruf: »Wache herbei! haltet ihn!«

Arthur zittert und zieht sein Pistol aus der Tasche. Er sieht sich nach allen Seiten um. Am Canal bemerkt er einen Haufen Mühlsteine, die dahin gebracht sind, um frisch behauen zu werden; er eilt darauf zu, steckt seine Waffe unter die Steine und sucht sich die Stelle genau zu merken; dann entschließt er sich, mit mehren Personen, die das Geschrei herbeigelockt, in die Rue-de-la-Tour zu gehen.

In der Mitte der Straße sah er eine Zusammenrottung von Menschen, die sich um ein ohnmächtiges junges Frauenzimmer versammelt hatten. Tamboureau hielt die Ohnmächtige in seinen Armen, während Benjamin sagte: »Als wir hierher kamen, war dieses junge Mädchen bereits ohnmächtig vor Schrecken, und der Dieb suchte ihr die Ohrgehänge zu entreißen . . . er ist dorthin gelaufen.«

»Er ist gefangen,« sagte einer der Umstehenden.

»Aber das junge Mädchen muß in irgend einen Laden gebracht werden . . .«

»Ich will Sie führen,« sagte Arthur vortretend; »man muß den Unglücklichen allerdings beistehen.«

»Ah! da sind Sie ja,« sagte Tamboureau; »wo haben Sie denn gesteckt?«

»Ich folgte Ihnen . . . ich bin sogar dem Diebe nachgelaufen.«

Die Ohnmächtige wird in einen Specereiladen gebracht; sie kömmt wieder zu sich selbst, und Arthur stutzt.

»Ich erkenne Mademoiselle . . . sie ist die Freundin der Schönen, mit der ich im Château-des-Fleurs polkirt habe . . . Herr Rocheville kennt Mademoiselle sehr gut.«

Augusta, denn sie war es wirklich, dankt ihren Befreiern in den verbindlichsten Ausdrücken. Sie erzählt, sie sey aus einem Hause in der Rue-du-Grand-Prieuré gekommen und habe einen Mann bemerkt, der sich einige Schritte von ihr in einem dunkeln Winkel versteckt gehalten. Da sie nicht geahnt, daß er sie anfallen werde, sey sie fortgegangen, aber an der Ecke der Rue-de-la-Tour sey er auf sie losgestürzt und habe ihr Geld verlangt. In ihrem Schrecken habe sie laut geschrieen, aber gleich darauf die Besinnung verloren. Was nachher geschehen, wisse sie nicht.

»Ach! das ist ein Glück,« setzt Augusta, in die Tasche greifend, hinzu; »ich hatte hundertfünfzig Francs bei mir . . . hier sind sie.«

»Er hatte es zunächst auf Ihre Ohrgehänge abgesehen,« sagte Arthur; »aber nachher würde er Ihre Taschen schon durchsucht haben.«

Augusta scheint ruhiger, als sie Durbinot erkennt. Man läßt einen Wagen kommen, und die jungen Leute erbieten sich, sie nach Hause zu begleiten. Aber sie dankt ihnen, im Wagen fürchtet sie sich nicht mehr, denn der Gewürzkrämer kennt den Kutscher und bürgt für ihn.

Augusta ist im Fiaker fortgefahren, die Neugierigen haben sich zerstreut; die Nachbarn sind nach Hause gegangen. Benjamin und Tamboureau haben sich schon wieder auf den Weg gemacht und rufen Arthur.

Aber Arthur bleibt stehen und sagt:

»Dort nicht, meine Herren!«

»Wie! Sie wollen wohl gar am Canal zurück gehen? . . . Wir wenden uns zu den Boulevards.«

»Ja wohl, ich gehe mit, aber zuerst muß ich etwas mitnehmen, das ich dort hingelegt hatte . . . Kommen Sie, es ist nicht weit.«

»Was in aller Welt können Sie denn am Canalufer zurückgelassen haben, das Sie jetzt mitnehmen wollen?«

»Parbleu, mein Pistol . . . Sie begreifen wohl... ich war allein zurückgeblieben, man rief: Haltet ihn! haltet den Dieb! . . . Ich wußte nicht wo Sie waren, man konnte mich aus Versehen verhaften, und das Pistol würde mich dann compromittirt haben.«

Tamboureau und Benjamin lachten, und der Letztere erwiederte:

»Aber warum tragen Sie denn immer ein Pistol bei sich, Herr Durbinot? Sie entledigen sich ja Ihrer Waffe so oft man um Hilfe ruft oder einen Dieb verfolgt . . .«

»Erlauben Sie, das hängt von der Lage ab, in der ich mich befinde . . . Ah, da sind die Steine . . . Wenn ich nur die Stelle wieder finde!«

Arthur sucht unter den Steinen. Unterdessen setzen sich seine beiden Begleiter auf einen Brunnenstein und zünden neue Cigarren an.

»Das junge Mädchen, dem wir zu Hilfe kamen, schien mir sehr hübsch zu seyn.«

»Ja, sie ist hübsch, sie sieht auch gar nicht gemein aus . . . Sagen Sie, junger Pistolenheld, Sie kannten ja die schöne Ohnmächtige schon?«

»Ja, sie war mit einer Freundin im Château-des-Fleurs . . . Die Freundin wird einst mehre Millionen erben, wenn ihre Oheime todt sind. Ich habe mit ihr polkirt, und unterdessen ging Rocheville mit dieser fort . . .«

»O! dann ist sie Achille's Geliebte,« sagte Benjamin.

»Wahrscheinlich . . . ganz gewiß aber ist, daß meine Polkantin, nemlich die Millionärin, ganz außer sich vor Zorn war, als sie ihre Freundin nicht mehr fand. Rocheville hat ohne Zweifel allen Beiden den Hof gemacht . . . Sie bediente sich sogar ziemlich starker Ausdrücke . . . Sapperlot! ich kann mein Pistol nicht finden . . .«

»Wissen Sie wie das junge Mädchen heißt?«

»Warten Sie . . . richtig, ich erinnere mich: Augusta heißt sie . . . Aber mich dünkt doch, daß ich es hier versteckt hatte.«

»Was mag das Mädchen so spät in diesem entlegenen Stadttheile gemacht haben . . . mit einer Summe Geldes in der Tasche?«

»Hm! das ist etwas verdächtig . . . Nun, wenn sie mit Rocheville zu thun gehabt hat, ist sie gewiß keine Vestalin.«

»O nein, denn man weiß ja, wie Achille derlei Intriguen betreibt.«

»Nun, wie lange suchen Sie denn, Herr Durbinot? Es wäre eine schlechte Unterhaltung, hier am Canalufer zu übernachten.«

»Es ist mir unbegreiflich,« erwiederte Durbinot; »mein Pistol kann in der kurzen Zeit unmöglich aufgefunden und mitgenommen seyn . . . Ah! da ist es! . . . Victoria! es lag auf der Erde . . . es wird von der Stelle, wo ich es hingelegt hatte, hinuntergefallen seyn . . . Denken Sie sich, ich sah schon lange einen dunkeln Gegenstand auf der Erde; aber ich mochte ihn nicht berühren, ich glaubte, es sey etwas ganz Anderes.«

Arthur steckte sein Pistol wieder in die Tasche, und die jungen Leute gingen weiter.

III.

Eine andere Gesellschaft. — Porträts.

Am folgenden Abende um neun Uhr begibt sich Benjamin in tadelloser Toilette vor das Opernhaus. Achille läßt nicht lange auf sich warten.

»Der Tausend! wie elegant!« sagt Rocheville, der seinen Freund vom Kopf bis zu den Füßen mustert.

»Ich dachte, in einer Gesellschaft, wo ich von Ihnen vorgestellt werde . . .«

»Sie haben sehr wohl gethan; aber mit dieser Toilette ist's nicht abgethan . . . ich muß Ihnen jetzt Ihre Instructionen ertheilen und die Rolle, die Sie zu spielen haben, mit Ihnen einstudiren.«

»Wie! ich habe eine Rolle zu spielen?«

»Ja wohl, lieber Benjamin.«

»Wird denn Komödie gespielt?«

»Gewöhnlich nicht, aber wir wollen eine Komödie spielen, und ich stehe Ihnen dafür, daß sie uns unterhalten soll.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Hören Sie mich an, lieber Freund. Ich stelle Sie bei Madame Duchampion als einen steinreichen Taubstummen vor . . . Sie sind nach Paris gekommen, um sich eine Frau zu suchen.«

»Sie wollen sagen, ich sey taubstumm?«

»Ja wohl, lieber Benjamin.«

»Ich darf also weder sprechen noch hören?«

»Sprechen dürfen Sie nicht, aber hören können Sie so viel wie Sie wollen . . . und Sie werden sehr viel hören, da man Sie für taub halten und sich folglich keinen Zwang anthun wird . . . denken Sie sich, lieber Benjamin, wie unterhaltend das für Sie seyn wird! Die komischen Situationen werden kein Ende nehmen . . . Ich habe in meinem Leben schon zweimal den Taubstummen gespielt, und ich versichere Ihnen, daß ich mich köstlich unterhalten habe.«

»Das ist wohl möglich, Sie machen immer Spaß; aber ich gestehe, daß die Sache für mich wenig Reiz hat. Die Rolle muß sehr schwer seyn, ich werde sie nie spielen lernen; wenn man mich anredet oder ruft, werde ich sogleich antworten.«

»Aber man wird Sie nicht anreden, weil man Sie für taub hält, und um Sie nicht in die Verlegenheit zu bringen, Ihren Namen nennen zu hören, geben wir Ihnen einen andern.«

»Sie wollen mich unter einem falschen Namen vorstellen! . . . Das ist nicht schön; wir sind ja nicht im Carneval.«

»Man braucht nicht im Carneval zu seyn, um sich zu verkleiden. Man sieht wohl, lieber Benjamin, daß Sie die Welt noch nicht kennen, in der man sich gegenseitig betrügt und sich übereinander lustig macht.«

»Wie! auch in der guten Gesellschaft?«

»Ueberall! in der sogenannten guten Gesellschaft geht man nur mit mehr Manier zu Werke, aber der Zweck ist immer derselbe.«

»Aber ich begreife nicht, warum ich mich in einer Gesellschaft, die ich nicht kenne, für einen Taubstummen ausgeben soll.«

»Parbleu! wenn Sie bekannt wären, würde es nicht mehr möglich seyn. Hören Sie mich wohl an: die Gesellschaft, in welcher Sie die Rolle des Taubstummen spielen sollen, besteht hauptsächlich aus dummstolzen, lächerlichen und langweiligen Personen. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich mich an dem Herrn und der Frau vom Hause zu rächen habe, weil man mich verhindern will, einer jungen Dame, die mir auf halbem Wege entgegen kömmt, den Hof zu machen. Es befinden sich dort auch mehre Personen, die sich für ungeheuer klug halten und sich das Ansehen geben, als ob sie sich durch meine Späße nie täuschen ließen. Sie sehen wohl ein, daß es ein Ehrenpunkt für mich ist, diese Leute hinter's Licht zu führen.«

»Ich glaube wohl, daß es für Sie recht unterhaltend seyn mag; aber für mich . . . Die Leute werden sehr erzürnt gegen mich seyn, wenn sie erfahren, daß ich sie gefoppt habe.«

»Ich nehme Alles auf mich,« entgegnete Rocheville; »und überdies haben Sie keine Entdeckung zu fürchten, wenn Sie Ihre Rolle gut spielen. Sie gehen diesen Abend hin, und dann nicht wieder . . . man wird Sie nicht mehr sehen.«

Benjamin schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte er, »ich mag den Taubstummen nicht spielen; ich will lieber nicht mit Ihnen gehen.«

»Nach Belieben!« antwortete Achille mit spöttischem Lächeln. »Ich glaubte aus Ihnen einen Mann meines Schlages zu machen und Ihnen meine Anschauungsweise beizubringen;

ich habe mich geirrt, wir wollen also nicht mehr davon reden. Nur das muß ich Ihnen bemerken, daß ich Ihnen zum Lohn für Ihre Bereitwilligkeit einen wichtigen Gegendienst erwiesen haben würde. Sie lieben eine gewisse Madame Durbalde, die ich freilich nicht kenne; aber das thut nichts, ich würde Sie in Monatsfrist zum siegreichen Eroberer gemacht haben.«

»Wäre es möglich! . . . die reizende Madame Durbalde! Sie würden es dahin bringen, daß sie mich in Monatsfrist liebt!«

»Das habe ich nicht gesagt, lieber Freund . . . Liebe muß man nie versprechen; man erlangt sie so schwer für sich selbst, daß es gar zu gewagt wäre, sie Anderen zuzusagen. Ich habe gesagt, daß ich Sie in den Stand setzen würde, sie zu erobern, mit einem Worte, daß sie die Ihrige seyn würde, wenn Sie es geschickt anzufangen wissen . . . Die Liebe wird dann auch nicht ausbleiben; doch das kümmert mich nicht, das ist Ihre Sache.«

»Sie würde mein seyn! . . . das ist ja Alles was ich wünsche!«

»Natürlich; was soll man auch sonst noch wünschen?«

»Ich kann nicht länger widerstehen, lieber Rocheville, ich bin Ihr Sclave, machen Sie mit mir was Sie wollen! Ich will den Taubstummen, den Blinden, den Lahmen spielen . . . oder welche Rolle Sie mir sonst zutheilen!«

»Das läßt sich hören; jetzt sind Sie auf einmal vernünftig geworden! Uebrigens versichere ich Ihnen noch einmal, daß wir uns sehr gut unterhalten werden . . . Ihre Rolle ist nicht so schwierig wie Sie glauben . . . Sie haben kein

Wort zu sagen; Sie machen viele Verbeugungen, lächeln, und damit ist's abgethan.«

»Aber wenn man mich anredet?«

»Ich sage Ihnen, man wird Sie nicht anreden, denn man hält Sie ja für taub. Und wenn es etwa Jemanden einfällt, so sehen Sie ihn ganz erstaunt an und antworten nicht. Je linkischer und verlegener Sie aussehen, desto besser spielen Sie Ihre Rolle.«

»Nun, dann wird's schon gehen.«

»Spielen Sie Whist?«

»Allerdings.«

»Sie können es spielen; beim Whist darf man nicht sprechen, man braucht nur die Augen; es muß der Triumph eines Taubstummen seyn . . . Jetzt müssen wir Ihnen einen Namen geben. Sie sind ein junger Russe, und heißen Bursikoff.«

»Aber ich kann kein Russisch . . .«

»Sie sind ja taubstumm! Sie reden nur die Zeichensprache mit Leuten, die sie verstehen . . . aber in dieser Gesellschaft brauchen Sie nicht einmal die Zeichensprache . . . Jetzt wollen wir in den Wagen steigen.«

»Und in Monatsfrist wird die reizende Madame Durbalde mein seyn!«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Gut, ich bin taubstumm.«

Die Familie Duchampion bewohnt in der Vorstadt Saint-Honoré einen sehr schönen und sehr langweiligen zweiten Stock im Hintergrunde eines großen Hofes. Ihr Salon ist geräumig, hoch, und wird im Winter nie geheizt, selbst wenn viel Holz im Camin aufgethürmt ist. Im Sommer hingegen wird geheizt, denn die Wohnung

ist an der Nordseite und feuchtkalt, so daß man unfehlbar den Schnupfen bekommen würde, wenn man erhitzt anfömmt.

Alle diese Annehmlichkeiten hindern Herrn Duchampion keineswegs, seine Wohnung zu behalten, weil sie bequem, geräumig und für ihre Größe nicht theuer ist. Madame Duchampion theilt diese Ansicht ihres Gemals nicht, sie möchte gern ausziehen und an der Sonnenseite wohnen, ihr Wonnetraum ist ein mit Blumen geschmückter Balcon. Diese Meinungsverschiedenheit hat oft einen Wortwechsel zwischen den beiden Gatten zur Folge; aber der Herr vom Hause, der einen festen Charakter hat, macht dem Streit immer mit folgenden Worten ein Ende:

»Madame, ich ziehe nicht aus, bis ich todt bin oder mit Bayonetten vertrieben werde!«

Da nun Madame Duchampion sich nie entschließt, die Wache herbei zu holen, um ihren Mann aus der Wohnung zu vertreiben, so zieht das Ehepaar nicht aus.

Duchampion ist ein vormaliger Advocat, der in den Gerichtssälen von jeher eine unbekannte Größe war; er spricht gleichwohl sehr viel von gewonnenen Prozessen und erfolgreichen Vertheidigungsreden, und setzt immer hinzu: »Vormals, als ich noch practicirte,« obgleich er kaum das fünfzigste Jahr überschritten hat. Man hat sich daher oft gewundert, daß er sich so frühzeitig in Ruhe gesetzt. Hierauf hat Duchampion immer die stehende Antwort:

»Ich bedurfte der Ruhe; meine Lunge war angegriffen, und da ich genug Vermögen hatte um zu leben, so mußte ich den Bitten meiner Gemalin nachgeben, die um meine Gesundheit sehr besorgt war.«

Der um seine Gesundheit so ängstlich besorgte Ex-Advocat ist ein großer, dicker, rothwangiger Mann, der als Tambourmajor eine sehr stattliche Figur gespielt haben würde. Die einzige körperliche Unvollkommenheit, mit der er behaftet zu seyn scheint, ist ein kurzer Athem, den die kleinste Anstrengung in einen Blasebalg verwandelt. Wer den Koloß zum ersten Male sieht, ist ganz erstaunt über seine dünne, fispernde Kinderstimme. Sein Benehmen steht übrigens mit dieser Stimme ganz im Einklange, denn er ziert sich ungemein und will bei jeder Gelegenheit den süßen Herrn spielen.

Die bösen Zungen (deren es immer gibt) behaupten, Duchampion habe nie vor Gericht plaidirt, weil er engbrüstig sey, und das einzige Mal, wo er es versucht, sey er durch sein Schnauben und Stöhnen dergestalt zum Gespött geworden, daß er es nie wieder versucht habe.

Madame Duchampion zählt volle vierzig Jahre, obgleich sie sich für zweiunddreißig ausgibt und bei dieser Zahl schon lange stehen geblieben ist, so wie die Mädchen gewöhnlich bei der Zahl einundzwanzig stehen bleiben. Sie hat selbst in ihrer Blüthezeit kein regelmäßig schönes, wenn auch eben nicht unangenehmes Gesicht gehabt; ihr Gesicht passirte, man konnte es den sogenannten »putzigen« Gesichtern, den »figures chiffonnées« beizählen, die nur angenehm sind, so lange die Jugendblüthe dauert, in späteren Jahren aber unangenehm werden. Madame Duchampion, die von jeher sehr cokett war und es noch ist, hat immer eine ungemein gewählte Toilette, die ihr freilich durchaus nichts nützt.

Gegen hübsche junge Frauen, die gefallen ohne sich Mühe zu geben, hegt sie einen unversöhnlichen Haß, und

je älter sie wird, desto strenger urtheilt sie über die Damen, die in ihrem Hause Zutritt haben.

Cäsar's Frau durfte nicht einmal Anlaß zu dem leisesten Argwohn geben; Madame Duchampion will in ihrer Gesellschaft keine anderen Damen als »Cäsarfrauen« haben. Im Allgemeinen finden auch nur häßliche Frauenzimmer Zutritt in ihrem Salon.

In diesem Hause findet man unter Anderen die beiden Demoiselles Flocart mit ihrer Tante. Wer in einem Salon ist und zwei Demoiselles mit ihrer Tante, oder eine Dame mit zwei Nichten melden hört, wird natürlich sogleich nach der Thür schauen, in der wohlbegründeten Erwartung zwei mehr oder weniger interessante junge Mädchen erscheinen zu sehen . . . aber hier würde man sich schmerzlich getäuscht finden, denn was würde man erblicken? Zwei ungeheure Fleischklumpen von höchst respectablem Alter und ganz gleich gekleidet, wie zwei kleine Kostfräulein, die in den Ferien sind.

So sind indeß die beiden Demoiselles Flocart. Sie sind nie hübsch, aber immer sehr wohlbeleibt gewesen, und mit den Jahren hat ihr Embonpoint Fortschritte gemacht, denn sie haben bereits vierzig Frühlinge erlebt und sind noch nicht unter die Haube gekommen; aber die beiden Schwestern betrachten sich immer als junge Mädchen und aus ihrem Lebenslenz haben sie die Gewohnheit beibehalten, sich gegenseitig bei ihrem Kindernamen zu nennen.

Die ältere, Alexandrine, wird von ihrer Schwester D i d i n e genannt; die jüngere, Palmyre, läßt sich M i m i r e nennen.

Die beiden Demoiselles haben eine ungemein gerade, steife Haltung, affectiren eine große Zurückhaltung in Worten und Manieren, und rümpfen die Nase, wenn eine Dame mit einem etwas tief ausgeschnittenen Kleide erscheint.

Didine und Mimire sitzen immer neben einander, aber wenn die Eine etwas erzählt, wird sie von ihrer Schwester gemeiniglich unterbrochen, weil die Letztere immer etwas hinzuzusetzen hat, und da die Erzählerin nicht glauben will, daß sie etwas vergessen, so pflegt es zu einem für die Zuhörer höchst langweiligen Wortwechsel zu kommen.

Die Tante ist so klein, so schmächtig und dürr, daß sie verschwindet und schwer wiederzufinden ist, wenn sie sich zufällig hinter ihren Nichten befindet.

Sie erscheint in einem Salon nur um sich zu setzen, Tabak zu schnupfen, zu husten, sich zu räuspern und zu schnauben; dann steht sie auf, macht verschiedene Knixe und entfernt sich.

Es erscheint auch ein alter General, der nur Schach spielt, weil dieses Spiel ein Bild der Krieges ist, und der nur spricht, um von seinen Feldzügen zu erzählen; aber wenn man ihn zufällig auf dieses Capitel bringt, oder wenn Jemand eine Waffenthat aus der Zeit des Generals erzählt, so erwiedert dieser:

»Das weiß ich besser, ich war dabei; ich will Ihnen erzählen, wie es sich zugetragen hat.«

Dann beginnt der alte General eine Erzählung an einer Stelle des Salons und beendet sie immer an einer entgegengesetzten Stelle, weil er im Feuer der Rede immer mit seinem Sessel zurückrückt, um das Schlachtfeld mit seinem Stocke auf dem Fußboden zu beschreiben, ohne sich um die hinter ihm befindlichen Personen zu kümmern. So rückt er immer zurück, bis sein Sessel gegen die Wand stößt, oder bis er, wenn er zufällig an eine offene Thür kömmt, im Nebenzimmer verschwindet, wo er übrigens immerfort erzählt und seine Truppen manövriren läßt.

Sobald der alte Kriegsheld daher von seinen Thaten zu erzählen beginnt, macht ihm Jedermann Platz, um seiner Division, welche Sessel, Fauteuils und selbst die harmlosen Whisttische umwirft, nicht im Wege zu stehen.

In diesem Salon findet man auch Monsieur Grainemont, einen noch jungen, wohlgewachsenen, recht hübschen Mann. Er ist immer sorgfältig frisirt, cravattirt und behandschuht, dabei anmaßend in Worten und Manieren; er spricht langsam, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu lenken, sagt mit verschiedenen Worten ein und dasselbe und sucht in den Gesichtern der Zuhörer die Bewunderung, die er zu erregen glaubt.

Grainemont gibt sich für einen Schriftsteller aus und behauptet als Ungenannter oder unter einem falschen Namen an vielen Journalen zu arbeiten.

Er besitzt alle Eigenschaften, die heutzutage ein Kritiker haben muß; er findet Alles schlecht was an Büchern oder Theaterstücken erscheint; er zieht schonungslos gegen die Debütanten wie gegen die Dichter zu Felde.

„Es ist erbärmlich! es ist kläglich! es ist ungenießbar!“ So lautet der gewöhnliche Schluß seiner Kritiken.

Wenn man ihn fragen wollte, mit welchem Rechte er, den Niemand kennt, sich zum Richter, zum absprechenden Beurtheiler der Verdienste Anderer aufwirft, so würde er vielleicht antworten:

„Ein großer Geist besteigt das hohe, stolze Roß,
Und blickt voll Selbstgefühl auf den gemeinen Troß.“

Denn solche Menschen bilden sich ein, sie allein hätten Genie, und durch das beständige Tadeln fremder Leistungen werden sie in diesem Wahne immer mehr bestärkt. Die

eingebildeten Narren! Die höflichen Leute widersprechen ihnen nicht, die Einfaltspinsel hören ihnen zu, ohne sie zu verstehen, und die Uebrigen meiden sie, wie man sich von Jemanden entfernt, der einen widrigen Geruch an sich hat.

Ein anderer Schriftsteller besucht noch den Salon Duchampion's. Er ist doch wenigstens der Verfasser von Poesien, die nicht ohne Werth sind, und hat mehre Classiker übersetzt; aber der bereits sechzigjährige Leminard hat den Fehler, daß er nur Gedichte schön findet; er hat mit den Jahren die fixe Idee bekommen, er sey ein Homer, und macht unablässig Verse; auf den unbedeutendsten Gegenstand dichtet er ein Madrigal. Uebrigens ist er ganz naiv in seinen Geständnissen; wenn man ihn frägt, zu welcher Zeit er Verse zu machen pflege, so antwortet er:

»Immer . . . wenn's geht; aber ich zwinge mich nicht, ich überlasse mich meiner Stimmung; ich gehe spaziren, sinne nach und die Gedanken kommen . . . aber ich zwinge mich nie.«

In dieser Meinung von seinem Dichtertalent wurde Leminard hauptsächlich durch einen Vetter bestärkt. Dieser, ein gutmüthiger, hausbackener Rentier von Leminard's Alter, meinte, der Ruhm seines Herrn Vetters, des Poeten, bestrahle auch ihn, und er ergriff jede Gelegenheit, das Verdienst des Letzteren hervorzuheben. Der alte Poet erschien fast überall in Begleitung des dicken Vetters, der nie ermangelte, einen der Anwesenden zu fragen:

»Haben Sie die letzten Verse Leminard's auf die im Garten der Madame Dubuisson gepflückte Rose gelesen?«

»Nein, ich kenne sie nicht . . .«

»O! sie sind allerliebst . . . Sie müssen sie aus seinem Munde hören . . . Leminard! sage doch die letzten

Verse her, die Du spazirend und ohne Dich zu zwingen auf die einsame Rose gedichtet hast . . . Du weißt doch? die Rose, die Du im Garten der Madame Dubuisson gepflückt hast.«

Der Poet trat lächelnd und mit nimmer ermüdender Gefälligkeit vor und sagte folgende Verse her:

»Schöne Rose, so allein?
Soll kein Kosen, soll kein Scherzen,
Soll kein Gruß aus Schwesterherzen
Liebliche Dich je erfreun?

Schöne Rose, komm mit mir!
Auf Chlorindens holden Wangen
Vielbeneidet sollst Du prangen:
Eine Schwester geb' ich Dir.«

Diese Verse wurden stark applaudirt, wie es in einer gebildeten Gesellschaft zu erwarten war. Der dicke Vetter hatte mit Entzücken zugehört; er hatte das Gedicht freilich schon zwei- bis dreihundertmal gehört, aber die Rose der Madame Dubuisson erfüllte ihn noch immer mit Begeisterung.

»Wie sinnreich! wie genial!« rief er als Leminard fertig war; »und auf eine Rose! . . . wer könnte glauben, daß es möglich wäre, so viel Schönes über eine Rose zu sagen! . . . Und er zwingt sich nicht, er gibt sich gar keine Mühe!«

Aber einige Personen behaupteten, der dicke Vetter nehme sich in seiner Begeisterung nicht einmal die Mühe, die Verse seines poetischen Verwandten anzuhören; denn eines Abends sagte Leminard auf Ersuchen einer Dame eine »Elegie auf den Tod einer alten Katze« her, und als sich der übliche Beifallssturm gelegt hatte, rief der Vetter:

»Wie graziös! wie fließend! . . . welche sinnreiche Gedanken über eine Rose! . . . und es hat ihm gar keine Mühe gekostet!«

Ein anderer Hausfreund ist Duperson, ein sehr beleibter Herr von mittleren Jahren, der immer übler Laune ist. Sein Lächeln ist gezwungen, sein Blick fast abschreckend, seine Ausdrucksweise trocken. Er gehört zu den Personen, welche die Langweile zur beständigen Begleiterin zu haben scheinen und sich wundern, wenn ihre Umgebungen scherzen und lachen. Solche Menschen schauen dann ganz bärbeißig darein, als ob sie sagen wollten:

»Warum unterhalten sich diese Leute? Ich unterhalte mich nicht . . . und ich habe doch mehr Geld als sie . . . Wie geht das zu? Das sollte nicht seyn.«

Duperson, der vormals ein kleiner Krämer, ist jetzt ein Capitalist und hat mehr als hunderttausend Francs Renten; nachdem er sich lange vergebens bemüht hat, der Glücksgöttin ein Lächeln abzugewinnen, hat er einen glücklichen Wurf gethan, und seit jener Zeit sind ihm alle seine Unternehmungen gelungen, und die launische Göttin hat ihn immer begünstigt.

Man sollte glauben, ein so glücklicher Mann müßte immer in rosenfarbener Laune seyn; aber es gibt Leute, die nicht verstehen glücklich zu seyn und die sich ärgern, wenn Andere, die nicht so reich sind, dieses wunderbare Geheimniß entdeckt haben.

Solche Menschen sind zu ehrgeizig, zu selbstsüchtig, sie möchten Alles haben. Wer daher die Glücksgöttin auf seiner Seite hat, lasse den armen Teufeln wenigstens die Lustigkeit, und wer nicht gelernt hat von den Glücksgütern einen guten Gebrauch zu machen, schreibe die Schuld sich

selbst zu; Mancher würde vielleicht glücklicher seyn, wenn er Andere glücklich zu machen suchte; aber von diesem Glücke haben die Emporkömmlinge gemeiniglich keinen Begriff.

Wer in die Abendzirkel des Herrn und der Madame Duchampion kömmt, findet daselbst auch einige Stutzer, die ungeheuer von sich eingenommen sind, und eine kecke, herausfordernde Miene annehmen, um ihre Nichtigkeit und Dummheit zu verstecken. Die Keckheit und Anmaßung ist gemeiniglich die Hauptressource dummer Menschen, und alberne Gecken machen denn auch den ausgedehntesten Gebrauch davon.

Ferner die zahlreiche, wenn auch nicht eben hochansehnliche Familie Gourgille. Der Vater ist ein alter, ausgedorrter, geschwätziger Advocat, der unaufhörlich zu plaidiren glaubt, und allen Leuten in das Wort fällt, um von Dingen zu reden, die dem Gespräch ganz fremd sind. Seine Frau Gemalin, Anna Josephine Babette Gourgille, geborne Bellechoux, hat eine eben so bewegliche Zunge wie ihr Eheherr, und während dieser eine Thatsache erzählt, behauptet sie gerade das Gegentheil, so daß die Zuhörer nach Gefallen wählen können.

Dann kömmt Demoiselle Cäsarine Gourgille; sie ist einen Kopf größer als ihr Vater, lang und dünn wie eine Hopfenstange, und steckt in ihrem Kleide wie in einem Futteral, als ob beim Anfertigen ihres Anzugs der Stoff nicht ausgereicht hätte. Sie ist übrigens ein gutes Mädchen, und stets bereitwillig zu thun was von ihr verlangt wird, sogar bei dem langweiligsten Whist von der Welt den vierten Mann zu machen.

Sie zählt sechsundzwanzig Frühlinge, hat aber auf das Entschiedenste erklärt, daß sie nicht vor dem dreißigsten

Jahre heirathen will, um an den unschuldigen Spielen länger Theil nehmen zu können.

Man glaubt indeß, sie werde mit dreißig Jahren eine neue Frist verlangen, und so fort.

Ferner Astyanax Gourgille, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, der die größten Anlagen zum Advocaten haben würde, wenn er die Zungengeläufigkeit seiner Eltern besäße; aber man hat endlich die Entdeckung gemacht, daß seine vermeinte Schüchternheit ein Naturfehler war; als Astyanax das zwanzigste Jahr erreicht hatte, überzeugte man sich, daß er stammelte.

Es war schon etwas spät, um das Verfahren des Demosthenes bei ihm anzuwenden; überdies konnte sich Astyanax nicht entschließen Kieselsteine in den Mund zu nehmen, er wollte sich nur an Trüffeln in der Aussprache üben.

Ein Advocat konnte daher aus ihm nicht werden, da er aber das Gesetzbuch gründlich studirt hatte, so wurde er Zahnarzt.

Er hat noch zwei Brüder, von denen der eine Mediciner, der andere Soldat werden soll, und noch zwei Schwestern. Die eine ist sehr häßlich, und hat einen jungen Mann geheirathet, der nichts als Schulden besaß; die andere ist ziemlich hübsch, und die Gattin eines alten Herrn, der ihr Großvater seyn könnte. Sie hat jedoch drei Sprößlinge aufzuweisen, eine Fruchtbarkeit, die der Familie Gourgille zur größten Ehre gereicht; man braucht sich nur, wie das Gerücht sagt, mit ihr zu verschwägern, um einer zahlreichen Nachkommenschaft gewiß zu seyn. Dies findet sich nur bei den vom Himmel besonders begünstigten Familien!

Wir erwähnen noch: Herrn Soubriac, der Alles zu wissen behauptet, weil er viele Reisen gemacht hat, und

alle Sprachen zu verstehen versichert, ohne sie sprechen zu wollen.

Ferner: einen ergrauten Diplomaten, der seinen jugendlich schlanken Wuchs noch hat, und ein leidenschaftlicher Tänzer ist; der keinen Ball versäumt und keinen Tanz überschlägt; er bildet sich etwas darauf ein, den jungen Männern, die ihm in der diplomatischen Laufbahn folgen, als Muster voranzuleuchten.

Ferner: einen jungen Incroyable, der sich immer auf einem Beine wiegt, über Alles lacht was gesprochen wird, und zuweilen schon lacht, wenn einer der Anwesenden kaum den Mund aufgethan hat; einen kleinen Herrn, der immer geschäftig und geheimnißvoll aussieht, der in den Salon schlüpft, als ob er sich einer Huldigung entziehen wollte, leise einen guten Abend lispelt und einen Bekannten auf die Seite zieht, um ihn flüsternd zu fragen, ob seine Frau da sey, oder ob er sich wohl befinde. Bald schleicht er sich eben so leise wieder fort, wie er gekommen, und flüstert denen, die ihn zurückhalten wollen, geheimnißvoll zu:

»Nein, halten Sie mich nicht auf, ich kann durchaus nicht bleiben. Ich werde erwartet. Stellen Sie sich an die Thür, damit man mich nicht fortgehen sieht.«

Er geht noch in zwei oder drei andere Abendgesellschaften, wo er's eben so macht.

Bevor wir die Reihe dieser Porträts schließen, müssen wir mit Herrn und Madame Clairvillier nähere Bekanntschaft machen.

Herr Clairvillier ist ein Mann von achtunddreißig Jahren, weder hübsch noch häßlich, weder verführerisch noch unangenehm; kurz er gehört zu den Männern, von denen man nichts sagt, weil nichts Bemerkenswerthes an ihnen ist.

Clairvillier hatte indeß einen originelleren Charakter, als sein Aeußeres versprach. Er liebte das Geld, aber noch mehr sich selbst, und er konnte nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die sich von Leidenschaften martern lassen. Er ergab sich nur jenen Leidenschaften, die wirklichen Genuß gewähren, aber unter der Voraussetzung, daß sie der Gesundheit nicht schadeten. Es versteht sich, daß Clairvillier nicht eifersüchtig war, er liebte sich selbst zu sehr, um für seine Frau sehr viel Raum in seinem Herzen zu behalten.

Er hatte sich verheirathet, um seine Finanzen zu verbessern und sein Leben behaglicher zu machen; er wünschte auch beim Nachhausekommen nicht blos »Pantoffeln und Licht,« sondern einen gedeckten Tisch, ein gutes Diner und ein wohleingerichtetes Hauswesen zu finden.

Ob seine Frau den ganzen Tag abwesend war, das kümmerte ihn nicht, wenn er nur gut und pünktlich bedient wurde.

Er machte Geschäfte an der Börse, aber aus seinem Charakter war zu schließen, daß er dabei mit großer Vorsicht zu Werke ging.

Madame Clairvillier ist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt. Sie ist eine hübsche Blondine, mit schmachtenden Augen und zarter, rosiger Gesichtsfarbe. Ihr Wuchs ist schlank und anmuthig, in ihrer ganzen Erscheinung ist etwas Duftiges, Sylphidenartiges, das an die Heldinnen Lord Byron's oder an die reizenden Schilderungen eines Lawrence erinnert.

Aber die schönsten Dinge haben ihre Schattenseite; jene wunderholden weiblichen Wesen, die der Erde nicht anzugehören scheinen, besitzen selten die häuslichen Tugen-

den, welche manche prosaische Männer bei einer Gattin suchen.

Wer hätte daher der reizenden Amélie — so heißt Madame Clairvillier — zumuthen können, die Ausgaben ihrer Dienstboten zu überwachen, den Küchenzettel zu machen, ihren Wäschevorrath zu kennen! Derlei häusliche Sorgen sind ihr zu langweilig, sie überläßt das ihrer Kammerjungfer, die glücklicherweise das Hauswesen zu führen versteht.

Amélie will sich nur mit ihrer Toilette, mit ihren Lieblingsschriftstellern, mit der neuesten Opernmusik und den Eroberungen, die sie auf dem letzten Balle gemacht hat, beschäftigen. Sie hat keine Kinder, und sie entblödet sich nicht, ihre Freude darüber zu erkennen zu geben, weil sie die Kinder nicht leiden könne.

Eine Frau, die so etwas sagen mag, gehört in das Museum zwischen die Statue des Narcissus und die des Hermaphroditus.

Wahrscheinlich hat Amélie die Liebe noch nicht gekannt, obgleich sie vor ihrer Vermälung mit Albert Monbreilly ein platonisches Verhältniß gehabt hat, welches dieser für Ernst genommen. Ein schlecht erzogenes, sich selbst überlassenes junges Mädchen wähnt, sie müsse Liebe einflößen und fühlen, und schenkt der ersten Liebeserklärung Gehör, weil ihr sehnlichster Wunsch war, einen Anbeter zu haben; wenn ihr der Mann auch nicht gefällt, so gefällt ihr doch die Liebeserklärung.

Ihre Liebe zu Albert Monbreilly war nicht sehr stark gewesen, sie hatte ja nicht einmal einer Trennung von wenigen Monaten widerstehen können.

Amélie hatte an den prächtigen Brautschmuck, an die Feierlichkeit, an den Ball, an die bewundernden Blicke, die sie in der Kirche auf sich ziehen würde, gedacht, und alles dies hatte sie bewogen zu heirathen.

Jetzt, da sie unter der Haube ist, kümmert sie sich weder um ihr Hauswesen, noch um ihren Mann; sie hat noch nicht gefunden, was sie gewünscht, was sie in ihren Träumen gesehen, und so lange sie es nicht gefunden, wird sie sich nicht glücklich fühlen; denn sie hat mit ihrem Gemal, der ihren Mangel an Häuslichkeit zuweilen bemerkt, schon unangenehme Auftritte gehabt. Amélie hört zu ihrer Zerstreuung das tolle Geschwätz Rocheville's an, der den schwärmerischen Liebhaber bei ihr spielt und Alles sagt was ihm in den Kopf kömmt; er kann oft seine Lachlust kaum unterdrücken, wenn er den Werther spielt.

Wir treten nun mit Achille Rocheville und Benjamin Godichon in den Salon Duchampion's. Benjamin wird von seinem Freunde als Herr von Bursikoff, ein taubstummgeborner, steinreicher Russe vorgestellt.

IV.

Ein Taubstummer.

Die Gesellschaft war zahlreich bei Duchampion. Sein großer, nie gut erleuchteter Salon würde einem Beobachter den seltsamen Anblick von Leuten dargeboten haben, die in steifer Haltung sitzen, als ob sie sich malen lassen wollten, und sich gegenseitig mustern. In einer Ecke stand ein Whist-tisch, an den man ein Mitglied der Familie Gourgille mit zwei alten Damen und dem dicken Vetter des Poeten Leminard gesetzt hatte.

Der Letztere stand am Camin und schenkte dem Gespräch der beiden Demoiselles Flocart dem Anschein nach nicht die mindeste Aufmerksamkeit; er schaute den Plafond an, vermuthlich suchte er einen Reim, ohne ihn finden zu können.

Vergebens boten Mimire und Didine Alles auf, um die Aufmerksamkeit des Poeten zu fesseln; Leminard schaute immer den Plafond an, er beachtete das Gespräch durchaus nicht, wie laut auch gesprochen und wie interessant der Gegenstand desselben auch seyn mochte.

Vor dem Camin hatte sich ein Kreis gebildet; Madame Duchampion hörte lächelnd den boshaften Reden des Journalisten Grainemont zu, Soubriac mischte seine Bemerkungen darunter, einige Damen plauderten mit einander von den neuen Moden. Madame Clairvillier saß ganz nahe, ohne

jedoch an diesem Gespräch Theil zu nehmen; sie blickte abwechselnd auf die Thür und auf eine große Tischuhr, als ob sie Jemand erwartete und des langen Wartens schon überdrüssig wurde.

Madame Gourgille und zwei ihrer Töchter schienen den alten General in die Enge treiben zu wollen.

Clairvillier stand mit Duchampion und einigen andern Herren in einer Ecke des Salons. Mimirens und Divinens kleine Tante endlich war durch oft wiederholtes Prisenehmen und Niesen in einen schwankenden, unbestimmten Zustand gekommen; sie saß mit halb offenem Munde und geschlossenen Augen, wie eine Person, die niesen möchte und nicht dazu kommen kann.

Auf einmal ruft der dicke Vetter des alten Poeten am Whisttische:

»Vetter Leminard, ich glaube, die Demoiselles Flocart kennen deine Verse noch nicht, die Du auf die Rose der Madame Dubuisson gemacht hast . . . sage sie ihnen doch her . . .«

Der alte Poet hörte sehr gut, sobald von seinen Gedichten die Rede war: er hört sogleich auf, den Plafond zu betrachten und wendet sich an die beiden Schwestern, die ganz gleiche Kleider, gleiche Gürtel, gleichen Kopfputz trugen, und daher in der Ferne wie zwei Novizen aussahen.

»Mademoiselles,« sagte Leminard, »ich will Ihnen die Verse auf die Rose hersagen.«

Aber die beiden Schwestern hatten die geringe Aufmerksamkeit, die der alte Poet ihrem Gespräch gewidmet, sehr übel genommen, und sie antworteten ihm fast zu gleicher Zeit:

»Wir kennen die Verse, Herr Leminard . . . wir haben sie schon oft gehört!«

»Wenn das ist,« erwiedert Leminard lächelnd, »so will ich Ihnen andere Verse mittheilen, die ich so eben gedichtet habe . . . sie sind mir wie von selbst gekommen, während ich den Plafond anschaute . . . Sie sollen sie ganz brühwarm haben.«

»Ah, lassen Sie hören,« sagte Duchampion, der sich mit einigen Personen näherte. Der Poet kratzt sich den Kopf und sagt folgendes Gedichtchen her:

»Ihr, die Ihr mich betrachtet,
Ich weiß wohl was Ihr dachtet:
»»Seht Ihr den Träumer wohl?
Er hat den Kopf ganz voll,
Geberdet sich wie toll!««

Ja, während Ihr das dachtet
Und tändeltet und lachtet,
Da träumte ich — um Euch bemüht —
Ich dichtete dies Lied.«

»Bravo! köstlich! superb!« ruft man von allen Seiten.

»Und ohne alle Mühe . . . und so viel Schönes über eine Rose!« ruft der dicke Vetter am Whisttische.

Dieses Mal mischt sich einiges Gelächter unter den Applaus; Grainemont sagt zu seinen Nachbarn:

»Der Vetter hat wieder fehlgeschossen, er sollte den Proben beiwohnen.«

»Er ist sehr zerstreut,« sagt Madame Duchampion.

»Er schwatzt immer in den Tag hinein,« setzt Soubriac hinzu.

Das Gespräch wird plötzlich unterbrochen; die Salonthür geht auf und der Bediente meldet:

»Herr Achille Rocheville. Herr von Bursikoff.«

Im Salon entsteht eine allgemeine Bewegung, man hört ein leises Flüstern und Summen; alle Gesichter wenden sich der Thür zu, um den Fremden zu sehen, den Niemand kennt, selbst nicht der Herr und die Dame vom Hause, die einander ganz erstaunt ansehen.

Achille erscheint mit der ihm eigenen Ungezwungenheit, die ihn nie verläßt; er führt Benjamin, der sehr verlegen und linkisch ist, an der Hand und stellt ihn der Frau vom Hause vor.

»Erlauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen einen jungen Russen, Herrn von Bursikoff, vorstelle. Er kann Ihnen seine Freude über seinen Eintritt in Ihren Salon leider nicht zu erkennen geben . . . denn der arme junge Mann kann nicht sprechen . . . er ist taubstumm . . .«

»Ein Taubstummer!« wiederholt man auf allen Seiten und Alle betrachten den Fremden mit Theilnahme. Madame Duchampion macht ihm einige sehr anmuthige Knixe.

»Ist es möglich!« erwiedert sie; »dieser junge Mann . . . das ist ja ein großes Unglück . . . Mein Herr, es freut mich unendlich . . . haben Sie die Güte, Platz zu nehmen . . .«

»Ist er von Geburt taubstumm?« frägt Duchampion, der den Fremden ebenfalls sehr höflich begrüßt hat.

»Allerdings,« antwortet Achille; »die Unglücklichen werden taub geboren, und deshalb sind sie stumm . . . sie würden nicht stumm seyn, wenn sie nicht taub wären.«

»Das ist noch nicht bewiesen,« entgegnet der junge Gourgille, der angehende Arzt. »Man ist über diesen Punkt

noch nicht einig, wir haben Stumme gehabt, die nicht taub waren . . . und Taube, die nicht stumm waren . . . nicht wahr, Vater?«

Aber der alte Gourgille, der in sein Spiel vertieft ist, antwortet, er habe die Honneurs, während sein Partner für sich murmelt:

»Und Alles auf eine Rose!«

»Entschuldigen Sie, Madame,« erwiedert Achille, »daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen diesen Fremden vorzustellen; aber er ist erst vor kurzem hier angekommen und kennt Niemanden als mich. Er gehört übrigens einer außerordentlich reichen adeligen Familie an, und ich glaube, er ist nach Frankreich gekommen, um sich eine Lebensgefährtin zu wählen, denn er schwärmt für die Französinnen . . . Sie thun daher ein menschenfreundliches Werk, wenn Sie ihm den Zutritt in Ihrem Hause gütigst gestatten.«

Diese Worte bringen eine neue Bewegung unter dem schönen Geschlecht hervor, die Mädchen halten sich gerader, Didine und Mimire drehen und wenden sich auf ihren Stühlen; einige Mütter lächeln; die alte Tante niest.

Achille, der den Taubstummen mitten im Salon stehen läßt, benutzt den Effect, den Benjamin auf die Gesellschaft macht, um an der Seite der schönen Madame Clairvillier Platz zu nehmen und ein halblautes Gespräch mit ihr anzuknüpfen:

»Endlich kann ich mich Ihnen nähern, Madame . . . Sie beschäftigen unabläßig meine Gedanken . . . Ihr reizendes Bild schwebt mir Tag und Nacht vor der Seele . . .«

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rocheville, man beobach-

tet uns . . . man hat mir schon zu verstehen gegeben, daß ich viel mit Ihnen spreche . . .«

»Hat das Ihr Gemal gesagt?«

»Clairvillier! . . . Gott bewahre! er kümmert sich nicht um mich, es ist ihm sehr gleichgiltig, mit wem ich spreche . . . er ist ein eisig kalter Mann, der nur an das Geld denkt . . . Ach, ich hatte ein anderes Schicksal geträumt!«

»Sie sind ganz zur Liebe geschaffen . . . wer Sie liebt, muß Sie vergöttern, muß Ihnen Alles opfern, muß sich in einer Wüste glücklich mit Ihnen fühlen . . .«

»O, ja . . . ja, eine Wüste, eine einsame Hütte . . . aber eines solchen Opfers ist kein Geliebter mehr fähig . . .«

»Stellen Sie meine Liebe auf die Probe, Sie werden sehen, ob ich nicht zu Allem bereit bin, um Sie zu verdienen.«

»Mein Gott! wenn man Sie hörte . . .«

»Fürchten Sie nichts, Theuerste, die ganze Gesellschaft ist mit meinem Taubstummen beschäftigt, den ich hier eingeführt habe, um die Aufmerksamkeit von uns abzulenken.«

»Wirklich! . . . die Idee gefällt mir.«

Während Rocheville dieses Gespräch fortsetzt, hat sich Benjamin, der von Allen wie ein seltenes Thier angestaunt wird, in einen Winkel gesetzt. Zur Linken hat er die beiden Schwestern Flocart, und zur Rechten den Poeten Leminard, der wieder zum Plafond aufblickt, um daselbst neue Inspirationen zu suchen.

Benjamin fühlt sich keineswegs behaglich, er sucht in

dem Salon vergebens ein Gesicht, das ihn entschädigen möge für den Zwang, den ihm seine Rolle auflegt.

Die hübschen Frauenzimmer sind im Allgemeinen höchst selten. Im Theater mustert man zuweilen alle Logen, ohne ein wirklich schönes, oder auch nur anziehendes Gesicht zu sehen. Eben so geht es auch oft in einer zahlreichen Gesellschaft; man findet elegante Toiletten, feine Bildung, graziösen Anstand, aber man sucht vergebens einen Kopf, wie ihn nur die Maler zu finden wissen.

Benjamin, der sich auf das Zuhören beschränken muß, vernimmt zu seiner Linken folgendes Gespräch zwischen den beiden überreifen Schwestern:

»Es ist doch recht Schade, daß der junge Fremde taubstumm ist, nicht wahr, Mimire?«

»O! mir ist es ganz egal! Ich finde, daß er dumm aussieht, er scheint Niemanden ins Gesicht sehen zu können ... die Taubstummen sind wie die Wilden ... ich möchte mit einem solchen Menschen nicht allein seyn, ich würde mich fürchten.«

»Ich würde mich gar nicht fürchten ... ich finde, daß er schüchtern aussieht ...«

»Schüchtern! ... sind denn die Russen, die Kosaken schüchtern? Weißt Du nicht mehr was unserer Tante im Jahre 1814 geschehen ist? Sie hat's doch oft genug erzählt ... Die liebe gute Frau! wer sollte das glauben! ... Sie sagt es vielleicht um sich zu rühmen ...«

»Warum denn, Mimire? ... unsere Tante war ja damals sehr jung ...«

»Ja wohl, aber sie muß immer ausgesehen haben wie ein kleiner aufwartender Hund... Sieh nur, Schwester, wie

die ältere Mademoiselle Gourgille den Taubstummen auf's Korn nimmt . . .«

»Sie hat gehört, daß der junge Russe nach Frankreich gekommen ist, um sich eine Frau zu suchen, und hofft vielleicht ihn zu kapern . . .«

»Möchtest Du einen Taubstummen heirathen, Didine?«

»Ich weiß nicht . . . vielleicht . . . fürchten würde ich mich gerade nicht vor ihm . . .«

»Er müßte ein angenehmer Gesellschafter seyn! man könnte eben so gut einen Klotz heirathen.«

»Aber man sagt, die Taubstummen können durch Zeichen sehr gut reden und verstehen.«

»Es würde mich sehr wundern, wenn dieser etwas verstände, denn er sieht ungeheuer dumm aus.«

»Wenn dies die Unterhaltung ist, die mir meine Rolle verschaffen soll,« denkt Benjamin, der unwillkürlich von den beiden Schwestern wegrückt, »so finde ich sehr wenig Ersatz für den Zwang, den ich mir anthun muß . . Ich möchte gern fortgehen! Ob mich Rocheville noch lange hier sitzen lassen wird? . . . Ich muß an Dich denken, reizende Durbalde, das wird mir Muth machen! . . . Aber ich wäre doch lieber weit von hier.«

Aber während er von Mimire und Didine wegrückt, berührt er den alten Poeten, der den Plafond mit seinen Blicken magnetisiren zu wollen scheint.

Leminard, der plötzlich seinen Gedanken entrissen wird, sieht den vermeinten Taubstummen theilnehmend an . . . er scheint Thränen vergießen zu wollen, während er ihn betrachtet, aber auf einmal verklärt sich sein Gesicht, er schlägt sich an die Stirn und ruft entzückt:

»Ich hab's!«

»Er hat's!« ruft der dicke Vetter und legt seine Karten auf den Tisch. »Laß hören, Leminard, Du wirst der Gesellschaft ein Vergnügen machen.«

»Der Meinung bin ich nicht,« murrt Grainemont, seinen Nachbar ansehend. »Ich finde, daß es unerträglich wird.«

»Was haben Sie erhascht, Herr Leminard?« sagt Madame Duchampion lächelnd zum alten Poeten.

»Einige Verse, die ich so eben auf die interessante Lage dieses jungen Mannes gemacht habe.«

Und ohne eine Einladung abzuwarten, fängt der Poet an zu declamiren:

»Schön ist dein Lebenspfad, o junger Gast,
Die Freundin wird mit Blumen ihn bestreuen.
Man glaubt Dir, da Du nie gesprochen hast,
Du hörst nicht, so kann nichts mit Andern Dich entzweien.«

Einige Hände regen sich zum obligaten Applaus, und der Dicke schreit sich fast heiser:

»Bravo! es ist wirklich genial . . . und er hat sich gar keine Mühe dabei gegeben!«

Der Journalist Grainemont hält sich in seinem Winkel den Bauch vor Lachen.

»O! es ist köstlich,« flüstert ihm Soubriac zu; »man glaubt ihm, da er nie gesprochen hat!«

»Und der mit Blumen bestreute Lebenspfad, den er an der Seite seiner Freundin wandelt . . . die Freundin ist also nothwendig, sonst findet er keine Blumen mehr.«

»Mir ist das Lied auf die Rose noch lieber . . .«

»Du hörst nicht, so kann nichts mit Andern Dich entzweien.«

Das ist ja der Styl des Meister André, des famösen Perrückenmachers, der die pyramidale Tragödie: »das Erdbeben zu Lissabon« geschrieben hat . . . Wahrhaftig, lieber Grainemont, Meister André hat den einzigen Fehler, daß er zu früh gekommen ist. Aber er hatte unsere literarischen Tendenzen geahnt; er sah voraus, daß man einst den Rhythmus und die Cäsur vernachlässigen würde; seine Verse würden heutzutage Glück machen.«

»Inzwischen aber sollte Herr Leminard so gütig seyn, uns mit seinem Gewinsel zu verschonen.«

»Sehen Sie doch den armen Taubstummen an . . . man könnte glauben, er habe das Gesalbader verstanden, denn er macht ein sonderbares Gesicht.«

Benjamin begann ungeduldig zu werden. Seine Blicke waren beständig auf Achille gerichtet, dem er durch Zeichen zu verstehen zu geben suchte, daß er fortgehen wolle; aber Rocheville war zu sehr mit Madame Clairvillier beschäftigt, er beachtete die Winke seines Freundes nicht, oder wenn er sie bemerkte, so that er als ob er sie nicht sähe.

Madame Duchampion, welche die Geberden Benjamins bemerkt hat, sagt endlich zu Rocheville:

»Ihr junger Freund will Ihnen etwas sagen . . . sehen Sie nur, Herr Rocheville, Sie werden seine Zeichensprache gewiß verstehen.«

Achille, dem diese Unterbrechung sehr ungelegen kömmt, antwortet, ohne sich umzusehen:

»Ja, Madame . . . ja, ich sehe . . . ich weiß schon was er will . . . er wünscht Whist zu spielen . . . er ist ein sehr guter Whistspieler . . . das gibt er mir seit einer Stunde zu verstehen.«

»Wirklich! dann wollen wir ihn zum Whisttische führen.«

»Es ist gerade ein Rubber zu Ende,« sagte der dicke Vetter, vom Tische aufstehend.

»Ich will meinen Platz abtreten.«

»Ich gestehe,« sagte der alte Gourgille, »daß ich sehr neugierig wäre, mit einem Taubstummen eine Partie zu machen.«

Benjamin vermag seinen Zorn kaum zu bemeistern: weit entfernt, zum Whistspiel Lust zu haben, wünscht er den Salon sobald als möglich zu verlassen, aber die Frau vom Hause nimmt ihn bei der Hand, er kann der Whistpartie nun einmal nicht entgehen; man führt ihn an den Tisch; Gourgille verneigt sich gegen ihn, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sein Partner sey; man weist ihm seinen Platz an, und der arme Benjamin setzt sich zwischen zwei alte Damen, dem alten Advocaten gegenüber.

Mehre Personen treten an den Whisttisch, um den Taubstummen spielen zu sehen.

Benjamin hatte in Louviers nur selten eine Whistpartie gemacht; er spielte sehr schlecht.

»Er ist sehr stark,« sagen die beiden alten Damen, die gegen ihn spielen.

»Er hat ein Spiel, das ich nicht begreife!« erwiedert der alte Gourgille.

»O! er spielt sehr fein.«

»Ich weiß nicht ob es ein feines Spiel ist, daß er mir alle meine Könige sticht . . . das zerstört meinen ganzen Plan . . . ich weiß nicht mehr was ich spielen soll . . . Mein Herr, warum stechen Sie mir meine Könige?«

»Mein Gott! Herr Gourgille, Sie rufen ja vergebens!«

»Ja, es ist wahr . . . ich spiele nie mehr mit einem Taubstummen . . . er bringt uns um alle Stiche . . .«

»Sie verstehen sein Spiel nicht, Herr Gourgille . . . ich versichere Ihnen, daß er sehr fein spielt.«

Benjamin macht sich wenig daraus, ob er verliert oder gewinnt; das Whistspiel ist ihm so unangenehm, daß er noch schlechter spielt als gewöhnlich.

Sein Partner sitzt wie auf glühenden Kohlen, schreit, rückt auf seinem Stuhle hin und her, und sucht sich dem vermeinten Taubstummen durch Zeichen verständlich zu machen; aber die beiden alten Damen sagen zu ihm:

»Seyen Sie doch ruhig, Herr Gourgille; Sie wissen ja, daß man beim Whist nicht sprechen darf.«

»Aber mein Partner ist ja taub . . .«

»Um so mehr haben Sie Ursache, still zu seyn . . . Ihr Reden ist ganz zwecklos.«

Die Whistpartie wird durch die Ankunft eines neuen Gastes unterbrochen.

Ein langer hagerer Mann mit einer Brille und langen, bis auf die Schultern herabwallenden Haaren tritt in den Salon und bildet einen vollkommen spitzen Winkel, als er Madame Duchampion begrüßt.

»Ah! Herr Sauvinet!« sagte die Frau vom Hause. »Es freut mich, Sie zu sehen . . . Sie machen sich so selten!«

»Madame, Sie sind zu gütig.«

»Warum sieht man Sie denn so selten?«

»Die Arbeit läßt mir wenig Zeit . . .«

»Ja, es ist wahr, Sie sind ein Gelehrter, Herr Sauvinet. Mein Mann behauptet, Sie sprechen alle Sprachen . . .«

»Alle! das will viel sagen . . . ich glaube indeß, daß es wenige Länder gibt, wo ich mich nicht verständlich machen könnte . . .«

»Verstehen Sie auch die Sprache der Taubstummen?«

»Die Sprache der Taubstummen! . . . Scherz bei Seite, Madame, ich habe den Vorträgen und Uebungen eines der besten Schüler des berühmten Sicard beigewohnt . . .«

»Sie können sich also mit einem Taubstummen unterhalten?«

»Allerdings, Madame . . . doch warum fragen Sie mich darum?«

»Weil wir diesen Abend zufällig einen hier haben.«

»Einen Taubstummen?«

»Ja, es ist ein junger Russe, Herr von Bursikoff, den uns Herr Achille Rocheville vorgestellt hat . . . Sehen Sie, er spielt Whist.«

»Ah! Madame, ich würde es ihm an den Augen angesehen haben, daß er taubstumm ist, wenn Sie mir's auch nicht gesagt hätten.«

»Wirklich?«

»Die Taubstummen haben etwas Eigenthümliches in ihrem Blicke . . . etwas Starres, Abruptes, das sie den Wilden ähnlich macht . . . Sehen Sie ihn nur an.«

»Es ist wahr . . . ich hatte es noch nicht bemerkt . . . Doch da ist gerade die Partie zu Ende; Sie können sich mit ihm unterhalten.«

Der alte Gourgille hatte zehn Marken verloren, er stand vom Tische auf und betheuerte, nie wieder einen Taubstummen zum Partner nehmen zu wollen.

Benjamin steht ebenfalls auf und will zu Achille gehen, aber Sauvinet tritt ihm in den Weg und macht allerlei Bewegungen mit Händen und Fingern.

Benjamin macht große Augen und sieht den langen dürren Herrn ganz verwundert an.

Sauvinet läßt sich nicht irre machen; er setzt sein Geberdenspiel fort. Benjamin findet die Pantomime ungeheuer lächerlich und läßt seiner Lachlust freien Lauf.

»Sehen Sie wohl!« ruft Sauvinet frohlockend. »Er hat mich verstanden . . . er findet meine Anrede drollig; er versteht mich vollkommen.«

»Fragen Sie ihn doch, ob er die Absicht hat, sich in Paris eine Braut zu suchen,« sagte Madame Duchampion, indem sie einen Seitenblick auf die beiden Demoiselles Flocart warf.

»Das ist ziemlich schwierig!« antwortete Sauvinet; »aber ich werde mich schon verständlich machen.«

Er beginnt wieder seine Telegraphenbewegungen mit Händen und Armen. Der vermeinte Taubstumme, der dieser Scene ein Ende zu machen wünscht, macht einige Geberden nach Art der Kinder, wenn sie einander verspotten. Der lange dürre Herr gibt sein Erstaunen zu erkennen.

»Was sagt er denn?« fragte Duchampion.

»Er will keine Frau unter sechzig Jahren.«

»Nicht möglich!«

»Ja, in der That, ich verstehe ihn sehr gut, ich irre mich gewiß nicht.«

Alle Mütter sehen Benjamin mit verklärtem Lächeln an, als ob sie ihm zu verstehen geben wollten, er habe einen sehr guten Geschmack.

»Um einen solchen Geschmack zu haben,« sagt Grainemont, »muß man verteufelt taubstumm seyn.«

Sauvinet scheint das Gespräch mit Benjamin fortsetzen zu wollen, und dieser hat sich schon zu wiederholten Malen in die Lippen gebissen, um nicht unwillkürlich herauszuplatzen:

»Sie langweilen mich, lassen Sie mich in Ruhe!«

Die Lage des angeblichen Taubstummen wird mit jedem Augenblicke kritischer, der lange Herr wiederholt ein sehr deutliches Zeichen, und erwartet eine Antwort.

Benjamin faßt den Entschluß, den Daumen an die Nasenspitze zu halten und die übrigen Finger auszustrecken, als im Salon eine große Bewegung entsteht.

Der alte General erzählt nemlich eine Schlacht und läßt ohne Rücksicht auf die sich darbietenden Hindernisse seinen Stuhl manövriren; er hat schon zwei Damenkleider zerrissen, ein Säulentischchen umgeworfen und droht die beiden Schwestern Mimire und Didine über den Haufen zu werfen, und diese würden ihrem Geschick schwerlich entgangen seyn, wenn sie sich nicht mit lautem Geschrei zu der Frau vom Hause geflüchtet hätten.

Diese Bewegung durchbricht den Kreis, der sich um Benjamin gebildet hatte. Dieser benutzt die Verwirrung, wirft die Stühle um, eilt zu Rocheville, klopft ihn auf die Schulter und deutet mit sehr ausdrucksvoller Geberde auf die Thür.

»Gut, wir wollen gehen,« sagt Achille; »ich bin meines Sieges jetzt gewiß.«

Die beiden Freunde entfernten sich in der durch die Manöver des Generals verursachten Verwirrung.

V.

Das Schild.

Einige Tage nach dieser Abendgesellschaft war Benjamin in dem Atelier Tamboureau's. Der junge Maler hatte das Porträt der Madame Durbalde beinahe fertig, und er hatte es mit nach Hause genommen, um es vollständig auszumalen. Benjamin, der das erfahren hatte, brachte fast den ganzen Tag bei Tamboureau zu, um das Bild zu betrachten.

Der kleine Rapin sitzt an seiner gewohnten Stelle; er ißt keine Pflaumen mehr, weil sie selten und theuer geworden sind, aber er hat die Taschen mit kleinen Birnen, so groß wie Oliven, gefüllt.

Boucaros trägt einen alten zerrissenen Foulard um den Kopf, sein Körper steckt in einer Art Schlafrock, der einem alten türkischen Kaftan nicht unähnlich ist. Er sitzt, mit seiner Palette bewaffnet, vor einer Staffelei; er mischt zwei Farben mit der Begeisterung eines Malers, der einen glücklichen Farbenton entdeckt hat. Er malt ebenfalls an einem weiblichen Porträt.

Das Atelier ist also vollständig.

Von Zeit zu Zeit legt Tamboureau seinen Pinsel nieder

und setzt sich an das Piano, paukt darauf herum und singt eine Stelle aus einer Bravourarie.

»Wie schön! wie frappant ähnlich!« sagt Benjamin, das Porträt der Madame Durbalde betrachtend.

»Noch etwas Licht in den Hintergrund, und das Bild ist fertig.«

»Wie! Sie wollen es schon abliefern!«

»Wie naiv! Glauben Sie denn, ich mache Porträts, um sie zu behalten? . . . Schönen Dank! das kömmt wohl zuweilen vor, aber es macht mir kein besonderes Vergnügen . . . Uebrigens kann ich Ihnen ja eine Copie machen, wenn Sie wollen . . .«

»Ach! an einer Copie liegt mir nichts, und überhaupt ist mir mit einem Bilde nicht gedient . . . Das Original will ich haben, und Rocheville hat mir's versprochen.«

»Ha! ha! ha! Herr Rocheville befaßt sich mit solchen Dingen . . .«

»Sie kennen Achille Rocheville?«

»Wer kennt Rocheville nicht? ... Ich habe wohl zehnmal sein Porträt gemacht; vormals vertheilte er viele Exemplare unter dem schönen Geschlecht, jetzt braucht er zu solchen Mitteln nicht mehr seine Zuflucht zu nehmen, um Eroberungen zu machen . . . Was ist denn das, Boucaros? was hängst Du denn deiner Kräutlerin an?«

»Eine Aprikosenrose, die genau den Farbenton ihrer Wangen hat.«

»Du thust des Guten zu viel.«

»Laß mich doch in Ruhe ... sie hat dicke Backen.«

»Aha, Sie machen das Porträt Ihrer Kräutlerin, Herr Boucaros?« sagte Benjamin.

»Ja wohl, junger Freund ... Sie haben mir erlaubt, Sie so zu nennen. Wie finden Sie die Besagte?«

»Wenn ich ganz aufrichtig reden soll ...«

»Reden Sie, es ist mein Wille ... das Lob verführt nur die kleinen Talente.«

»Nun, dann gestehe ich ganz offen, daß ich dieses Porträt für einen Mann in Weiberkleidern hielt.«

Tamboureau und der Rapin lachten.

Boucaros ruft dazwischen:

»Lachen Sie nicht, wenn ich bitten darf; was unser Freund Godichon sagt, ist das schönste Lob, das er meiner Arbeit zollen konnte; denn meine Kräutlerin sieht wirklich aus wie ein Mann in Weiberkleidern ... Was kauest Du da, Buridan?«

»Nichts ... es sind nur kleine Weißbirnen.«

»Biete mir welche an.«

»Geben Sie mir Geld, dann will ich Ihnen welche holen.«

»Ich sage Dir, Du sollst sie mir anbieten, Du kleiner Esel. Ich will dann sehen, ob sie gut sind und ob Du mir welche kaufen sollst ... der kleine Mensch ist knauserig wie eine Ratte.«

»Ich weiß nicht wo Rocheville steckt,« sagte Benjamin; »seit acht Tagen ist er nicht zu Hause zu treffen.«

»Er sinnt wieder auf einen neuen Puff ... Weißbirnen mag ich nicht ... Du erbärmlicher Pfennigfuchser hast sie den Haufen um einen Sou gekauft.«

»Ich habe zu Hause gesagt, daß ich hier zu finden bin, wenn man mich zu sprechen wünscht,« antwortete Benjamin; »es ist Ihnen doch nicht unangenehm, Herr Tamboureau?«

»Unangenehm? Gott bewahre! Mein Haus steht allen meinen Nebenmenschen offen.«

»Und allen Winden,« setzte Boucaros hinzu.

»Ich übe gern Gastfreundschaft.«

»Darum habe ich mich hier häuslich niedergelassen.«

»Was macht Ihre Geliebte, Mademoiselle Lucie?«

»Ich weiß nicht ... ich habe sie entlassen.«

»Ist sie Ihnen untreu gewesen?«

»Im Gegentheil, sie liebte mich allzusehr, und die gar zu zärtlichen Frauenzimmer kann ich nicht leiden.«

»Wie undankbar die Männer sind! Ach, wenn diese schöne Dame mich liebte . . . Und Rocheville hat mir versprochen ... Er glaubt wohl gar, ich hätte den Taubstummen umsonst gespielt.«

»Ha! ha! ha! Ihre Taubstummen-Soirée war köstlich; ich werde daran denken.«

Plötzlich geht die Thür auf und Arthur Durbinot tritt blaß und verstört in das Atelier.

Seit dem Diner zu Bercy hat Arthur mit Tamboureau, der übrigens Jedermanns Freund ist, innige Freundschaft geschlossen. Dem jungen Pistolenhelden geht es wie allen Leuten, die nicht wissen wie sie ihre Zeit hinbringen sollen: er ist froh, einen neuen Ort gefunden zu haben, wo er seine Tage verleben kann, und um sich selbst zu täuschen ist er ein großer Freund der Malerei geworden, und will Unterricht im Zeichnen nehmen.

»Ah, da ist Herr Durbinot!« sagte Tamboureau.

»Guten Tag, meine Herren ... Ah, Herr Benjamin, es freut mich, Sie zu sehen ... Sapperlot! wie bin ich gelaufen ... ich habe keinen Athem mehr.«

»Es ist wahr, Sie sehen ganz verstört aus; ist Ihnen wieder ein Ereigniß begegnet?«

»Ich fürchte es ... aber ich zweifle noch ...«

»Wenn Sie Ihrer Sache nicht gewiß sind, so ist noch Hoffnung.«

»Meine Herren, ich muß Ihnen sagen, daß ich seit gestern sehr unruhig, sehr in Sorgen bin. Denken Sie sich, gestern gegen drei Uhr geht Leonore fort, um Lachs zu kaufen ... sie ißt ihn sehr gern und ich auch. Sie geht also fort, um Lachs zum Diner zu holen. Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei, drei Stunden, und sie kommt nicht wieder ... Ich fange an ungeduldig zu werden ... es schlägt sieben ... wir speisen sonst immer um sechs Uhr, und denke: wo in aller Welt mag sie hingegangen seyn, um Lachs zu holen? ... Kurz, der Abend vergeht, ich entschließe mich, etwas kalte Küche von der Faust zu essen; dann gehe ich fort, auf den Markt ... ich erkundige mich bei den Fischweibern ... man sagt, es sey sehr wenig Lachs zu haben ... endlich gehe ich nach Hause, die Nacht vergeht und keine Leonore erscheint ...«

»Sie ist vielleicht auf der Eisenbahn nach Havre gefahren, um Lachs zu kaufen.«

»Das dachte ich auch ... aber sie hätte mich doch davon in Kenntniß setzen müssen ... Diesen Morgen gehe ich auf mehre Märkte; von Leonoren keine Spur ... Ich spazire mit meinen melancholischen Gedanken über die Boulevards. Auf einmal glaube ich in einem vorbeifahrenden Coupé ein Frauenzimmer zu sehen, das Leonorens Gesicht und Kleid trägt ... ich laufe dem Wagen nach, ich hole ihn ein ... die Jalousien werden niedergelassen, ich rufe: Leonore, hast Du den Lachs? warum fährst Du im Coupé?

... Aber der Wagen fuhr mir zu schnell, ich konnte nicht weiter ... Zweimal griff ich nach meinem Pistol, um das Pferd niederzuschießen ... es war nemlich ein Einspänner ... dann würde der Wagen natürlich angehalten haben ... aber ich dachte: Wenn es nicht Leonore ist, so kann die Sache übel für mich ablaufen, ich würde das Pferd bezahlen müssen ... ich schoß also nicht.«

»Daran haben Sie wohl gethan, Arthur; das arme Pferd war ja auch ganz unschuldig an der ganzen Sache.«

»Beruhigen Sie sich nur; ich wette, daß Ihre Leonore wieder kommen und Ihnen einen Lachs bringen wird.«

»Glauben Sie? Wenn ich heute keine Nachricht von ihr bekomme, so mache ich Anzeige bei dem Generalprocurator.«

»Ich glaube, es wäre hinreichend, beim Polizeicommissär.«

»O, wenn sie mich verrathen hätte ... Sie wissen nicht, wessen ich fähig bin.«

»Wir ahnen es wohl.«

»Ich würde meine Sache auf nichts setzen.«

»Ihr Pistol würde versagen.«

»O nein, es versagt nicht ... Ich wollte mich malen lassen und ihr mein Porträt schenken ... und da sie für die Coupé's schwärmt, so hätte ich mich in einem Coupé malen lassen ... das war eine recht artige Idee.«

»Noch origineller wäre es gewesen, nur das Coupé malen zu lassen, und ihr dabei zu sagen, daß Sie darin sitzen.«

»Ja, das ist wahr.«

»Und es wäre ein sinnreiches Mittel, einer Schönen ein Porträt zu schenken, ohne sie zu compromittiren.«

»Ah, Victoria! da ist Rocheville!«

Rocheville erscheint plötzlich im Atelier und wirft sich auf den Divan.

»Da bin ich, meine Herren . . . guten Tag, junger Apelles . . . Siehe da, Herr Durbinot! Daß ich meinen Benjamin hier finden würde, wußte ich wohl . . . Was gibt's Neues? Godichon schmachtet noch immer.«

»Kommen Sie her, Sie Zweifler an der Liebe; betrachten Sie dieses Porträt und sagen Sie, ob man diese Dame mit Gleichgiltigkeit ansehen kann.«

Achille steht auf und nimmt das Porträt der Madame Durbalde in Augenschein.

»Ja, sie ist hübsch.«

»Nicht wahr, sie ist zum Entzücken?«

»O, in Entzücken soll man nie kommen . . . man sagt allen Schönen, daß man sie vergöttere . . . aber wirklich vergöttern soll man keine; man würde dann trübselig und kopfhängerisch wie Godichon.«

»Sie wissen was Sie mir versprochen haben, Achille.«

»Ich werde es nicht vergessen . . . aber ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Valdener zu sehen . . . er selbst soll Sie seiner Schönen vorstellen . . . Was sagen Sie dazu? Es ist ein geschickt angelegter Operationsplan, nicht wahr?«

»Ich verdiene es auch wohl, daß Sie sich einige Mühe geben: habe ich doch den Taubstummen gespielt, während Sie einer Blondine den Hof machten . . . Apropos, hat der Erfolg Ihren Erwartungen entsprochen?«

»Es bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig . . . doch ja, jetzt habe ich zu wünschen, daß diese Leidenschaft nicht zu weit gehe; die romanhaften Frauenzimmer nehmen

alles buchstäblich was man ihnen vorplaudert, und das führt manchmal zu den unangenehmsten Situationen . . . Was fehlt Ihnen denn, Arthur? Sie sehen ja noch verstörter aus als gewöhnlich.«

»Seine Leonore ist ihm durchgegangen; sie sollte ihm Lachs zum Diner holen, und ist nicht wieder gekommen.«

»Ha! ha! ein köstlicher Witz! . . . Aber seit wann kennen Sie unsern Freund Tamboureau?«

»Seitdem wir mit Herrn Benjamin in Bercy speisten und Abends beim Nachhausegehen ein Mädchen retteten, das man ermorden wollte . . .«

»Ein Mädchen, das man ermorden wollte? Sie wollen uns wieder etwas aufbinden . . .«

»Nein, es ist die Wahrheit . . . Die Grisette, die wir gerettet haben, ist sogar eine Bekannte von Ihnen . . .«

»Ja wohl, und wahrscheinlich sogar Ihre sehr gute Freundin . . . es ist nemlich dieselbe, die mit der Millionärin — Sie wissen, die mit den sechs Oheimen — im Château-des-Fleurs war. Sie ließen mir die reiche Erbin, und Sie selbst begleiteten die Andere, die übrigens sehr schön ist . . . nicht wahr, meine Herren?«

»Ja, sie ist sehr hübsch.«

»Wie! Sie meinen Augusta?«

»Ganz recht, Augusta, der Name fiel mir nicht ein.«

»Und Sie haben sie gerettet . . . wann? wo? in welcher Gefahr war sie?«

Arthur erzählt das Abenteuer, das sich am Canalufer zugetragen; aber Tamboureau ergänzt und beendet die Erzählung, weil Durbinot mit dem Verstecken seines Pistols beschäftigt gewesen war und folglich an der Hilfeleistung keinen Theil genommen hatte.

Achille hört sehr aufmerksam zu, er scheint großes Interesse an der Erzählung zu nehmen.

»Warum hatten Sie mir von diesem Abenteuer gar nichts gesagt, Benjamin?« frägt er verwundert, als der Maler seine Erzählung beendet hat.

»Weil ich es vergessen hatte; es interessirt mich nicht sehr, und ich dachte auch nicht, daß es Sie mehr interessiren könne . . . ich glaubte nicht, daß Sie an das Mädchen noch dachten.«

»O ja, ich denke sehr viel an sie.«

»Sonst pflegt's bald aus zu seyn, wenn ein Frauenzimmer Ihre Geliebte geworden ist . . .«

»Aber diese ist meine Geliebte nicht gewesen . . . das schwöre ich Ihnen.«

»O! das ist wieder ein ungeheurer Puff! Er ist mit ihr im Boulogner Walde spaziren gefahren . . . und jetzt will er uns aufbinden, sie sey eine Vestalin!«

»Das habe ich nicht gesagt; denn aus Ihrer Erzählung ersehe ich, daß sie mich gefoppt hat . . . Sie kömmt Abends gegen eilf Uhr aus der Rue-du-Grand-Prieuré!«

»Ja wohl, und hatte hundertfünfzig Francs in der Tasche.«

»O! Mademoiselle Augusta, Sie mögen mich weidlich ausgelacht haben . . . Aber nur Geduld, ich werde die Scharte schon auswetzen!«

»Was sagen Sie, Rocheville?«

»Nichts . . . ich sage, daß ich zum Diner gehen will; wer geht mit mir?«

»Ich.«

»Ich.«

»Ich würde gern mitgehen,« sagte Boucaros, »unter

der Bedingung, daß wir bei meiner Kräutlerin speisen; ich habe triftige Gründe, eben jetzt meine Abonnementbillets zu verwenden.«

»Parbleu, meine Herren, das neue Speisehaus möchte ich kennen lernen. Wie wär's, wenn wir mit einander bei der Kräutlerin speisten?«

»Gut, ich bin's zufrieden.«

»Ich gehe mit.«

»Sie werden staunen, meine Herren; mehr will ich jetzt nicht sagen . . . aber auf Ehre, Sie werden sich wundern.«

»Und das kostet?«

»Zweiundzwanzig Sous die Person.«

»Nun, wir können's versuchen; wir können ja nachher noch anderswo speisen.«

»Meine Herren, in Paris gibt es eine Menge merkwürdiger Dinge, die man nur zu oft unbeachtet läßt.«

»Gut, wir speisen bei der Kräutlerin; aber fünf unerwartete Personen . . . glauben Sie, daß ihre Küche allen Ansprüchen genügen wird?«

»Sie genügt allen Ansprüchen, sie hat unerschöpfliche Hilfsquellen.«

»Wo ist denn dieses aristokratische Restaurant?«

»In der Vorstadt Saint-Denis . . . ganz oben.«

»Vorwärts also, Boucaros ist unser Führer.«

Die lustige kleine Gesellschaft machte sich auf den Weg und kam bald in die Vorstadt Saint-Denis. Als sie in der Nähe des Strafhauses Saint-Lazare waren, blieb Boucaros, der allein, wie der Tambourmajor, voranging, vor einem elenden kleinen Hause stehen und schlug ein lautes Gelächter auf.

»Was hat er zu lachen?« sagt Achille. »Fühlt er sich durch den Anblick seines Speisehauses so ungeheuer erheitert?«

Die Uebrigen holen Boucaros ein und wollen ihn mit Fragen bestürmen. Statt der Antwort deutet er mit dem Finger auf das Haus; die jungen Leute nehmen es ebenfalls in Augenschein, und sehen über einer kleinen Thür ein Gemälde, das als Schild dient . . . Benjamin erkennt zu seinem Schrecken sein Porträt, dem der Rahmen fehlt. Unter dem Bilde steht mit großen Buchstaben:

»Zum jungen Pachter.

Nicolas vermiethet Eselinnen, die den ganzen Tag
Milch geben.«

Boucaros' Heiterkeit theilt sich sogleich der ganzen Gesellschaft mit; Benjamin selbst stimmt in das Gelächter mit ein.

»Was hatte ich Ihnen gesagt?« ruft Achille. »Ich wußte wohl, daß Bertha Ihnen eine Ueberraschung bereiten würde. Nehmen Sie ein Exempel daran, junger Pachter, und lassen Sie sich nicht wieder mit einer Menagerie als Staffage malen . . . Doch das darf uns den Appetit nicht verderben. Vorwärts, marsch, Boucaros!«

»Es ist aber doch ärgerlich!« sagte Tamboureau, indem er sein Kunstwerk betrachtete.

»Es ist frappant ähnlich!« setzte Arthur hinzu. »Mein Gott! ich möchte doch wissen, ob Leonore wieder da ist und Lachs mitgebracht hat!«

Ende des fünften Theiles.